Manuel Heckel

aus Deutschland

Stipendien-Aufenthalt in Katar

vom 5. November bis 13. Dezember 2013

Ein Land von morgen mit Lebensbedingungen von gestern: Die Situation der Gastarbeiter in Katar

Von Manuel Heckel

Katar, vom 5. November bis 13. Dezember 2013

Inhalt

1. Zur Person 255

2. Harte Landung – Prolog 255

3. Nachts in Doha – Ankunft im Thema 256

4. Erste Schritte – Eindrücke der Stadt 258

5. Kleines Land ganz groß – Mehr Fragen als Antworten 260

6. Sichtbarkeit heißt Sicherheit – Katars Position in der Welt 262

7. Heute an Übermorgen denken – Sport als Alleinstellungsmerkmal 264

8. Ursprung des Übels – Das Kafala-System 267

9. Das Spiel dauert neun Jahre – Die WM und die Proteste 270

10. Ausflug in den Staub – Eine Fahrt durch die Stadt der Arbeiter 271

11. Hinter den Kulissen – Erster Besuch im Lager 273

12. Es geht schlimmer – Ausbeutung der Arbeiter 275

13. Für eine Handvoll Dollar – Die Bedeutung der Überweisungen 277

14. Von Doha ins All – Besuch auf der Luxusmesse 280

15. Gestrandet in der Wüste – Auf dem Arbeiterstrich 281

16. Daheim ist daheim – Ein Museum voller Kultur und ohne Menschen 283

17. Hinter der Haustür – Das verschwiegene Schicksal der Hausmädchen 285

18. Brücken bauen – Ein ausgelassener Abend mit den Gastarbeitern 287

19. Am Rande der Agenda – Unterstützung für die Arbeiter 290

20. Kein Ausgang – Schicksale in anderen Gehaltsklassen 292

21. Ahmeds Ängste – Was am Ende übrig bleibt 296

22. Nachwort – Die Geschichte geht weiter 297

23. Dank 298

1. Zur Person

1986 in Frechen geboren, in Bochum aufgewachsen und im Herbst 2007 nach Köln gezogen. Dort folgte die journalistische Ausbildung an der Kölner Journalistenschule für Politik und Wirtschaft e.V. mit Praktika unter anderem im Europäischen Parlament, bei Focus Online, der Süddeutschen Zeitung und Der Spiegel. Parallel dazu die akademische Ausbildung an der Universität zu Köln in den Fächern Volkswirtschaftslehre (Bachelor) und Politikwissenschaft (Master), zwischendrin ein Semester als Erasmus-Student an der Middle East Technical University in Ankara, Türkei.

Journalistische Aufenthalte in Israel und den Palästinensergebieten (als Praktikant der Deutschen Presse-Agentur), in Shanghai und Moskau (mit der Journalistenschule), in Serbien, Kosovo, Mazedonien (mit einer Hilfsorganisation) und im Nordirak (mit einer studentischen Reisegruppe). Seit Herbst 2011 parallel zum Studium als freier Wirtschaftsjournalist im Netzwerk des Pressebüros JP4 in Köln tätig. Arbeit unter anderem für das Handelsblatt, das Wall Street Journal Deutschland, Zeit Online und das Magazin Impulse.

2. Harte Landung – Prolog

Die Geschichte holt mich direkt am Flughafen ab. Ranjid wartet mitten in der Nacht tapfer am Flughafen von Doha. Es ist bald halb vier, als ich aus dem Transitbereich trete. Die Einreise hat lange gedauert, die Grenzbeamten haben ihre Aufgabe genau genommen.

Ranjid freut sich, mich zu sehen. „Bald wäre ich gefahren, Sir“, erzählt er. Zwischendurch sei er eingeschlafen, mit dem Schild mit meinem Namen in der Hand, das Gesicht an die gläserne Trennwand gedrückt. „Alles wegen dir, Sir, no problem“, erzählt er, halb lachend, halb vorwurfsvoll, als er meinen Koffer zu dem Wagen zieht, mit dem er mich ins Hotel chauffiert. Und auf den zehn Minuten der Fahrt vom Flughafen bis zu meiner Unterkunft für die ersten Tage erzählt er seine Geschichte. Und die ist Teil der Geschichte, weswegen ich Anfang November 2013 in Katar gelandet bin, um mit dem Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung vor Ort zu recherchieren.

Seit drei Wochen erst ist Ranjid im Land, ursprünglich kommt er aus Sri Lanka. Als dort an Weihnachten 2004 nach einem Erdbeben die Flut über das Land brach, zerstörte sie nicht nur die Häuser seiner Familie, sondern riss auch seinen Bruder in den Tod. Von da an war Ranjid für die Versorgung seiner Familie zuständig, er hat nur noch vier Schwestern. Der Vater ist mittlerweile 85 Jahre alt, es geht ihm nicht gut.

„Darum musste ich was machen“, sagt Ranjid. Und als es nicht mehr ging in Sri Lanka, da zog er im Herbst 2013 eben nach Doha.

Wie so viele andere aus Sri Lanka, wie unzählige andere aus Südasien. Katar, das bedeutet Arbeit, das verheißt Wohlstand, das verspricht Zukunft.

Also verließ Ranjid seine Frau und seinen Sohn, der gerade zwei Jahre alt geworden ist. „Es ist nicht so schön, Sir“, sagt er, steuert den Wagen durch die Nacht und das Lächeln glaubt man ihm jetzt gar nicht mehr. Er hat im Hotel angeheuert, als Helfer für alles. Er fährt Gäste zum Flughafen, er räumt auf, er macht alles das, was der etwas unförmige Manager hinter der Rezeption ihm entgegenbellt. Das alles für wenig Geld, „für sehr wenig Geld“, wie er kopfschüttelnd bedauert. Er kriegt ein Dach über dem Kopf in den Katakomben des Hotels und einige Riyal auf die Hand. „Sogar das Essen muss ich selbst kaufen von meinem Taschengeld“, sagt Ranjid. Zwei Jahre will er bleiben, vielleicht, man kann ja hoffen, werde es besser mit der Zeit.

Ranjid ist einer von vielen Gastarbeitern, die an Arbeit, an Wohlstand, an Zukunft dachten, als sie nach Katar gingen. Die in einem der reichsten Länder der Welt anheuerten. Und dennoch zu den ganz armen Menschen dieser Welt gehören.

„Da sind wir, Sir“, sagt Ranjid und parkt den Wagen am Hotel. Die Reise hat begonnen.

3. Nachts in Doha – Ankunft im Thema

Jetzt bin ich also da, denke ich mir, während Ranjid mir eilfertig die Tür des Hotels öffnet und mich zur Rezeption begleitet. Ich bin müde und fühle mich unsicher. Dabei ist die eigentliche Reise nach Katar nicht allzu kompliziert: Wenn man will, ist man aus jedem europäischen Land in sechs bis sieben Flugstunden in Doha. Wenn man ein bisschen Geld sparen will, so wie ich, dann steigt man einmal in Istanbul um und kann es von deutscher Haustür zu katarischer Grenzkontrolle immer noch in zwölf Stunden schaffen. Ich konnte mich einfach in den Flieger setzen und losfliegen: Ein Visum, zumindest für dreißig Tage, gibt es ganz einfach und direkt bei der Einreise. Eine Stunde in der Schlange zwischen eifrig telefonierenden westlichen Expats gewartet, sich über das kostenlose W-LAN im Terminal gefreut, dann steht man vor einem der Einreisebeamten, schaut kurz in die Kamera, gibt die Adresse seiner Unterkunft an, zahlt 100 Qatarische Riyal (das entspricht etwa 20 Euro, die Faustformel für die Umrechnung ist fünf zu eins) und ist drin im Land. Dass es alles ein bisschen anders ist als zuhause merkt man nur langsam: zum Beispiel, als man nach der Einreisekon-

trolle doch noch einmal den Rucksack durchleuchten lassen muss – damit ja kein Alkohol, keine Pornografie, kein Schweinefleisch auf diesem Weg in das Land einreist.

Ein bisschen anders also ist es. Warum die Unsicherheit?

Nun ja. Zum einen ist mir in den Wochen vor meiner Reise viel zu wenig Zeit geblieben, um mich in Ruhe auf diese Region, dieses Land, diese Stadt Doha, vorzubereiten. Man hätte, wollte, sollte Termine ausmachen. Jetzt, wo ich hier bin, habe ich erst mal nicht viel mehr außer einem Hotel für die erste Woche und eine Liste mit ein paar Kontakten, die mir vielleicht weiterhelfen könnten.

Die Unsicherheit kommt aber vor allem vom Thema, das ich hier bearbeiten will. Im Dezember 2012 hatte ich mich mit der Situation der Gastarbeiter in Katar für die Bewerbung auseinandergesetzt, im März kam die Zusage für das Stipendium, im November sollte es dann losgehen.

Ende September ging es dann aber plötzlich ganz anders los. Die englische Tageszeitung „Guardian“ veröffentlichte einen umfangreichen Artikel, in dem die miserable Situation ausländischer Gastarbeiter in Katar beschrieben wurde. Schlechte Bezahlung, miserable Unterkünfte, gesundheitsgefährdende Arbeit – von mehreren toten Arbeitern pro Tag in den Sommermonaten war die Rede. Weltweit war ein Aufschrei zu hören: Wie kann das Emirat die Arbeit unter solchen menschenunwürdigen Bedingungen billigen? Wieso ist das reichste Land der Erde nicht in der Lage, anständige Löhne zu zahlen? Und: Ist es überhaupt in Ordnung, die Fußball-Weltmeisterschaft in so einem Land auszutragen? Ein Land, in dem es im Sommer nicht nur über 50 Grad Celsius heiß werden kann, sondern dass scheinbar auch die Menschenrechte der Arbeiter mit Füßen tritt?

Das Stichwort Fußball-WM sorgte für den notwendigen Sensationsgehalt: In den folgenden Wochen, also den Wochen unmittelbar vor meiner Anreise, strömten Journalisten aus aller Welt in das Land – sie brachten alle dieselbe Geschichte mit und hinterließen bei den Behörden in Katar verbrannte Erde. „Das waren Fallschirmjournalisten, die heute hier gelandet sind und morgen im nächsten Katastrophengebiet aufschlagen – die landeten am Flughafen, sind zu einem Arbeiterlager gefahren, haben eine Nacht hier geschlafen und sind wieder zurück“, wird mir ein paar Tage später eine meiner ersten Gesprächspartnerinnen berichten.

Nicht immer ging das gut für diese medialen Fallschirmspringer aus. Gute zwei Wochen, bevor mein Flieger abhob, wurden zwei deutsche Fernsehjournalisten verhaftet. Sie waren mit einem Touristenvisum eingereist, hatten von ihrem Hotelzimmer aus eine Baustelle gefilmt und sich vor der nepalesischen Botschaft herumgetrieben. Als es später an ihrer Zimmertür klopfte, standen dort katarische Beamte und nahmen sie mit.

Knapp 24 Stunden später, nach einer deutlichen Intervention der deutschen Bundesregierung, wurden sie dann zuerst zurück ins Hotel und dann zum Flughafen begleitet. „Ich wünschte, wir hätten uns unter anderen Umständen kennengelernt“, habe ihr Begleiter ganz freundlich zu ihnen gesagt, gab der festgehaltene deutsche Reporter später an. Die Situation der Gastarbeiter, das zeigten diese Wochen und speziell diese Episode, ist ein sensibles Thema für Katar.

Und jetzt bin ich hier. Mit einem Touristenvisum und ziemlich müden Augen. Und kriege jetzt endlich den Schlüssel zu meinem Zimmer im Hotel. Ranjid verabschiedet sich – er kann sich endlich ein paar Stunden hinlegen, bis seine Dienste wieder gebraucht werden.

Die Vorhänge im Hotelzimmer sind aus schwerem Stoff und kaum zu bewegen. Das ist gut gegen die Hitze, das werde ich hier noch lernen. Aber erst mal ist es schlecht für einen ersten neugierigen Blick nach draußen, in diese fremde Welt, in der ich mich jetzt für knapp sechs Wochen aufhalten werde. Durch die Falten des Vorhangs sehe ich, dass es ganz langsam dämmert in Doha. Und als ich das Licht im Zimmer lösche, höre ich den Muezzin zum ersten Gebet des Tages rufen.

4. Erste Schritte – Eindrücke der Stadt

Als ich am nächsten Tag spät erwache, ist es im Zimmer immer noch stockdunkel – draußen knallt jedoch die Sonne, wie ich durch den Spalt des Vorhangs erahne. Meine ersten Schritte draußen bestätigen die Vermutung: Es ist auch jetzt, Anfang November, noch weit über 30 Grad warm. Ich irre ein wenig durch die Straßen rund um mein Hotel – was niemand sonst in der Mittagszeit draußen macht.

Das Problem mit Doha ist, dass die Stadt den Menschen hasst. Es ist heiß, sogar im November noch über 30 Grad, es ist staubig und eigentlich war hier alles einmal Wüste. Jetzt hat sich der Mensch, der Geld hat und Technologie, dieses Gebiet erobert, indem er überall Wohnsiedlungen, Industrieanlagen, Bürokomplexe und Universitäten baut, wieder abreißt, wieder neu aufbaut. Darum ist Doha eine einzige Baustelle und es gibt nur ganz wenige Stellen, an denen es Spaß macht, als Fußgänger unterwegs zu sein. Meistens drückt man sich nämlich am Rand der Fahrbahn entlang, weil der Bürgersteig – falls überhaupt eingeplant – gerade eine Baustelle ist. Als Fußgänger sieht man dafür dann Lastwagen und Jeeps aus beunruhigender Nähe, manchmal muss der Oberkörper ein bisschen zur Seite schwingen, um dem Außenspiegel auszuweichen.

Kurz gesagt: Man läuft hier nicht, man fährt. Und man fährt auch nicht Bus, weil das System nur rudimentär ausgebaut ist und eine hypermoderne Smartcard erfordert, die man als temporärer Besucher der Stadt nicht so einfach bekommt. Einige der Baustellen, die den Fußgänger auf die Straße treiben, sind für die Konstruktion einer U-Bahn gedacht, die hier gerade im – natürlich – Rekordtempo entsteht, unter anderem mit Hilfe von Siemens. 2022 muss es hier ziemlich toll sein. Optimistisch, fast schon philosophisch verpackt ist das Ganze in der Anfahrtsbeschreibung eines Museums, das aktuell fast unmöglich zu erreichen ist, weil es von Baustellen eingeschlossen wird: „When a road closes, another one opens."

Erst einmal kehre ich nach einer guten Stunde verschwitzt ins übergut klimatisierte Hotelzimmer zurück. Durchatmen. Und zuerst noch einmal auf die Zahlen gucken – die helfen, sich dem hitzigen Thema mit einem kühlen Kopf zu nähern.

Denn all die ganzen Geschichten über Katar und die Bedeutung dieses Landes bekommen noch einmal eine andere Bedeutung, wenn man weiß, wie klein dieses Land in der Tat ist. Von Norden bis Süden sind es etwa 180 Kilometer, von Westen nach Osten an vielen Stellen etwa 80 Kilometer. Macht insgesamt eine Fläche von etwa 11.000 Quadratkilometer – Schleswig-Holstein ist ein gutes Stück größer als dieses Emirat hier am Arabischen Golf (darauf legen die Einheimischen großen Wert – der „Persische Golf" verweist schließlich auf den gefürchteten Iran auf der anderen Seite des Gewässers). Und in diesem Land leben, Stand Ende 2013, etwas mehr als zwei Millionen Menschen. Und etwa neunzig Prozent dieser Menschen sind keine Staatsbürger von Katar. Zwischen 200.000 und 250.000 Katari gibt es, der Rest ist eine globale Mischung aus allen Ländern dieser Welt – mit einer zahlenmäßigen Dominanz von Gastarbeitern aus den Ländern Südasiens. Wenn man die Gesellschaft vereinfacht beschreiben will, dann sieht es so aus: Die wenigen Katari sind reich und bewegen sich vor allem unter ihres gleichen, dann gibt es einige – vor allem aus Europa und den USA – die auf Führungspositionen in der aufstrebenden Wirtschaft gutes Geld verdienen, und dann gibt es noch eine große Menge an Arbeitern, die den Traum vom neuen Katar umsetzen, die auf Baustellen schuften – und dafür, wie der Guardian-Bericht nahelegte, wenig verdienen und schlecht behandelt werden.

Es ist ein kleines Land mit ziemlich viel Wüste. Trotzdem ist hier eine Menge los – das werden meine nächsten Wochen in Katar zeigen.

5. Kleines Land ganz groß – Mehr Fragen als Antworten

In den nächsten Tagen versuche ich, mich diesem Land ein bisschen zu nähern. Ich besuche das beeindruckende Museum für Islamische Kunst, das auf einer künstlich aufgeschütteten Insel vor der Küste von Doha liegt und in wenigen Jahren zu einem architektonischen Wahrzeichen der Stadt geworden ist. Ich laufe staunend durch die Hochhausschluchten von West Bay, dem boomenden Glitzerstadtteil voller Hochhäuser, in dem sich Architekten in ihrer Kreativität zu übertreffen versuchen. In meiner Bewerbung für die Heinz-Kühn-Stiftung hatte ich vollmundig geschrieben, dass mir das Stipendium ermöglichen könnte, hinter die glitzernden Fassaden der eleganten Wolkenkratzer gucken zu können. Jetzt, bei gut über 30 Grad Celsius, Anfang November, fühle ich mich weit davon entfernt. Statt hinter irgendwelche Fassaden blicken zu können, muss ich die ganze Zeit darauf achten, dass ich nicht von den Geländewagen überfahren werde, die dicht an mir vorbeirauschen. Und während ich mehrere Minuten auf dem Mittelstreifen einer Schnellstraße darauf warte, eine Lücke im rauschenden Verkehr zu finden, um auf die andere Seite zu kommen, lasse ich mir noch einmal die Recherchefragen durch den Kopf gehen, auf die ich in der Zeit hier Antworten finden will:
Welchen Anteil haben die Gastarbeiter in Katar an der erfolgreichen Entwicklung der Wirtschaft in Katar?
Aus welchen Gründen müssen viele Gastarbeiter in dem Land unter so schlechten Bedingungen leiden?
Welche Ansätze gibt es, die Situation der Gastarbeiter im Land zu verbessern – von wem kommen die Impulse dafür?

Das will ich rauskriegen, diesen Fragen will ich mich nähern. Und ich merke nach den ersten Tagen, dass ich zurück auf Anfang muss. Um zu verstehen, warum es hier in Katar gerade so aussieht, wie es aussieht, muss man zuerst einmal ganz weit zurück und dann auch noch ein gutes Stück in die Zukunft schauen.

Fangen wir an mit einem Blick in die Vergangenheit. Das Telegramm, das in Katar nämlich so ziemlich alles änderte, wurde im Oktober 1939 verschickt. Kurz und knapp meldete der britische Verwalter da aus Doha nach London, dass man Öl am Golf entdeckt habe. So in der Rückschau war das eine ganz gute Nachricht für den Flecken Wüste, der damals noch unter britischem Protektorat stand. Die ersten Funde bestätigten sich und gaben preis, dass es sich um überaus reichhaltige Quellen handelte. Direkt nach der Unabhängigkeit im Jahr 1971 verstaatlichte das junge Land alle Ölgesellschaften und konnte somit voll von den weltweit steigenden Energiepreisen profitieren. Zudem wurden über die Jahre auch enorme Erdgasfel-

der entdeckt – nur innerhalb russischer und iranischer Grenzen liegt mehr. All das führte dazu, dass aus Perlentauchern und Fischern innerhalb von drei bis vier Generationen ziemlich wohlhabende Menschen wurden. Heute gilt Katar als das Land mit dem höchsten Bruttosozialprodukt pro Kopf, wenn man sich anschaut, was man im Land für das Geld kaufen kann. Je nach Rechnung weisen die Daten dabei mehr als 100.000 US-Dollar pro Kopf aus. Zum Vergleich: Kaufkraftbereinigt folgen in dieser Tabelle mit einem satten Abstand Luxemburg mit 77.000 US-Dollar und Singapur mit gut 60.000 US-Dollar. Deutschland landet mit etwa 40.000 US-Dollar auf dem 18. Platz. Was dieser Luxus genau bedeutet, werde ich im Laufe meiner Wochen im Land noch erleben.

Am Ende der Bruttosozialprodukt-Pro-Kopf-Liste finden sich übrigens zahlreiche afrikanische Länder, darunter mit Liberia und Guinea auch zwei, in denen andere Stipendiaten dieses Heinz-Kühn-Jahrgangs recherchierten. Trotzdem ist Katar ein wichtiges Land für einen Aufenthalt – weil Katar eben als ein gutes Beispiel dafür dient, dass die Rechnung Bruttosozialprodukt pro Kopf keinen Sinn macht. Denn hier verteilt sich der absolute Wohlstand eben auf wenige, für den viele andere schuften müssen. In vielen Regionen der Welt läuft die Schere zwischen Arm und Reich derzeit auseinander. Katar mit seinem Aufeinandertreffen von schwerreichen Geschäftsleuten und bitterarmen Gastarbeitern kann in dieser Hinsicht aktuell als ein unrühmliches Vorbild gelten. Gleichzeitig können gelungene und geplante Verbesserungen aufzeigen, wie man auch in anderen Ländern die Disparitäten innerhalb einer Gesellschaft abmildern könnte.

Katar ist sich zumindest sicher, schon an morgen zu denken. Auch wenn gerade die Gasreserven des Landes noch lange nicht ihren Zenit überschritten haben, sollen die üppigen Überschüsse des Landes dafür benutzt werden, sich auf eine Zukunft nach den Bodenschätzen vorzubereiten – aktuell noch ein sehr komfortables Unterfangen angesichts der gigantischen Gewinne aus dem Öl- und Gasgeschäft. Das große Ziel von Katar, wie auch von vielen anderen Golfstaaten, ist die Diversifikation der Wirtschaft. Quer durch die Golfstaaten werden dabei Konferenzzentren errichtet, Fluglinien gegründet und der Ausbau des Tourismus vorangetrieben. Neben all diesem merken die Staaten jedoch, dass sie miteinander in einem großen Wettbewerb stehen und – betriebswirtschaftlich gesprochen – ein Alleinstellungsmerkmal suchen müssen, um sich international voneinander abgrenzen zu können. Die Vereinigten Arabischen Emirate zum Beispiel setzen auf Kultur und versuchen gerade, einen lizenzierten Nachbau des Pariser Louvre zu errichten.

6. Sichtbarkeit heißt Sicherheit – Katars Position in der Welt

So bereiten die Emirate zum einen ihre Wirtschaft auf übermorgen vor – und wollen sich zum anderen möglichst sichtbar auf der Weltbühne positionieren. Und dahinter stehen handfeste Sicherheitsinteressen: Katar ist auch nur ein Land in einer Region voller Unruheherde. Saudi-Arabien liegt nebenan, Iran direkt jenseits des Arabischen Golfes. Die kleinen Staaten wissen, dass sie militärisch überhaupt keine Chance hätten, falls einer der großen Nachbarn militärisch aktiv wird. Wie tief diese Angst in den kleinen Emiraten und den Köpfen ihrer Bewohner verwurzelt ist, erlebe ich in zwei Momenten besonders.

Das eine Mal bei einer kurzen Stippvisite nach Kuwait, etwa zwei Flugstunden nördlich von Katar. Ich bin hier, weil mein Touristenvisum nach vier Wochen ausläuft und erneuert werden muss, und ich mir dafür die Länder ausgesucht habe, von denen ich am wenigsten weiß. Kuwait-City protzt mit etwas abgerocktem Reichtum, die Hochhäuser sind schon etwas älter, die Highways erinnern an Los Angeles, der Fuhrpark dann wieder eher an eine Motorshow der Luxusklasse. Hinter dem scheinbar angenehmen Leben der Einwohner, das auch hier durch sprudelnde Ölquellen finanziert wird, liegt jedoch ein tiefes Trauma: Im August 1990 marschierte der Irak in das Land ein – von der Grenzüberschreitung bis zur Eroberung Kuwait-Citys vergingen nur wenige Stunden, das Land hatte keine Chance gegen den übermächtigen Nachbarn. Heute noch kann man ein völlig zerstörtes Haus in einem Wohnviertel der Stadt besuchen. Vor dem Haus steht ein irakischer Panzer, es fehlen Wände, man sieht Einschusslöcher, mit Tafeln sind die Stellen markiert, an denen die kuwaitischen Kämpfer den – wie es hier natürlich heißt – „Märtyrertod“ gestorben sind. Diese Heldengeschichten sind wichtig für die kuwaitische Seele – für den Kriegsverlauf waren sie völlig unwichtig. Erst als eine internationale Allianz unter Führung der USA im Januar 1991 zurückschlug, konnte die Armee von Saddam Hussein zurückgedrängt werden.

Spätestens seit dieser Zeit ist die Präsenz der USA in der Region ein Sicherheitsgarant für die kleinen Staaten am Golf. Auch in der Wüste Katars liegt eine Luftwaffenbasis der US Air Force, von der man im Alltag wenig sieht, bis auf gelegentliche Tiefflüge über die Bucht von West Bay.

Katar, das versichern mir alle Expats, mit denen ich spreche, sei ein unglaublich sicherer Ort. An wenigen anderen Orten auf der Welt könne man so unbesorgt um seine Familie sein. In der Tat sehen zwar einige der noch nicht renovierten Viertel im Herzen des alten Dohas besonders in der Dunkelheit etwas unheimlich aus – aber Grund zur Sorge besteht nicht. Unbehelligt kann man durch die Straßen laufen, kein einziges Mal erlebte ich

irgendeinen Übergriff. Die einzige Gefahr besteht darin, über den unebenen Straßenbelag zu stolpern oder in ein Loch zu treten. Die Polizei ist zwar präsent, aber überwiegend unbewaffnet unterwegs, und damit beschäftigt, den Verkehr zu regeln.

Alles gut also, könnte man meinen. Und doch tragen auch hier viele Bewohner eine tiefe Furcht mit sich herum. Das erlebe ich zum Beispiel, als ich mit Mahmoud, einem meiner Gastgeber, mal etwas unternehmen will wie ein echter Doha-Bewohner. Mahmoud kommt vom Abendgebet aus der Moschee zurück, klingelt mich runter zum Wagen und fährt mit mir zur Corniche, wo wir zwischen einer der zahlreichen Baustellen parken.

Dann laufen wir los, entlang der dunklen Uferpromenade, mit Blick auf die hell erleuchtete Skyline von West Bay. Es hat ein bisschen geregnet heute früh, das erste Mal seit fast einem Jahr, sagen die Leute hier, daher sind die Temperaturen jetzt sehr angenehm. Vom Golf weht eine leichte Brise herüber.

Seit sieben Jahren ist Mahmoud hier, gekommen ist er mit einem Abschluss in Computerwissenschaften aus Jordanien, jetzt arbeitet er tagsüber in einem Unternehmen und tüftelt bis spät in die Nacht mit Freunden an einer App herum. Er ist der Versorger seiner Großfamilie in der Heimat, fast 2.000 Dollar, so sagt er, schickt er jeden Monat in die Heimat. Aber zufrieden ist Mahmoud hier trotzdem nicht. Er will weg, er will weiter, sagt er, während er mit schnellem Schritt weitermarschiert. „Das ist alles gefährlich, hier kann jederzeit was passieren.“ Der Nahe Osten, der Golf, Iran, er traut dem Frieden nicht, auch wenn die Medien natürlich besonders viel Schuld daran haben.

Seine Bewerbung für ein Visum in Australien läuft. Er ist sich sicher, dass es klappen wird. „Aber mein Englisch reicht einfach nicht aus“, sagt er. Er braucht einen hohen Wert in einem Sprachtest, „den schaffen nicht mal alle Engländer“, sagt er. Das Beste wäre, sagt er, dahin zu ziehen und ein halbes Jahr gezwungen zu werden, englisch zu sprechen. Aber das bedeutet hohe Kosten und es bedeutet, dass er ein halbes Jahr lang seine Familie nicht unterstützen kann. „Das kann ich einfach nicht machen.“

Nach exakt einer halben Stunde schaut er auf die Uhr und beschließt, dass wir umkehren. Kurz bevor wir am Wagen sind, fragt Mahmoud: „Wie bekommt man eigentlich ein Visum für Deutschland? Vielleicht kannst du da mal gucken.“

Wenn selbst die Einwanderer aus der arabischen Welt, die so etwas wie die Mittelschicht in Katar darstellen, eigentlich weg wollen – dann sagt das einiges aus über das Sicherheitsgefühl im Land. Die Lösung ist: Sichtbarkeit auf der internationalen Bühne ist gleich Sicherheit im regionalen Kontext. Wer es häufig in die Nachrichten schafft – mit guten Nachrichten,

mit Erfolgsmeldungen – in Europa, den USA und in Asien, der kann nicht so einfach überfallen werden.

7. Heute an Übermorgen denken – Sport als Alleinstellungsmerkmal

Das Alleinstellungsmerkmal, das Katar für sich gefunden hat, um auf der Weltbühne aufzutauchen, das ist der Sport. Und gleichzeitig ist der Sport auch ein perfektes Symbol für mein Thema – wer den Sport als Aufmerksamkeitsgarant will, für den ist die Fußball-WM ein Sechser im Lotto-Jackpot, den man an einem Tag gewinnt, an dem Fastenbrechen und Neujahr zusammenfallen. Nur noch die Olympischen Sommerspiele könnten mithalten, was die Bedeutung und die Reichweite eines globalen Sportevents anginge. Wer sein Land erneuern will, dem helfen solche Events. Wer ein solches Event hat, der muss die Infrastruktur seines Landes auf den Kopf stellen – und weil das alleine nicht geht in diesem Land, braucht er eben Unmengen von Gastarbeitern.

So ungefähr funktioniert die Geschichte, und um mal zu verstehen, wie wenig der Sport hier nur Sport ist, bin ich an einem Novembertag in der Aspire Zone gelandet.

Ein riesiges Gelände im Westen der Stadt, das 2006 entstanden ist, als Katar Ausrichter der Asien-Spiele war – das erste sportliche Großereignis, mit dem das Emirat von sich reden machte. Die Aspire Zone ist ein riesiges Park- und Sportstättenareal, gekrönt vom Aspire Turm, einem spektakulären 300 Meter hohen Turm in der Form einer Fackel. Passend dazu brannte in der Spitze des Turms während der Asienspiele die Flamme, analog zum Olympischen Feuer.

Neben dem Turm kennt die Bevölkerung von Doha das Areal vor allem wegen des Villagio, einer Shoppingmall, die Venedig sein will. Es gibt Kanäle zwischen den Geschäften und man kann sich von einem arabischen Gondoliere für 10 QR entlang der Geschäfte staken lassen. Die Fassaden über den Schaufenstern sind italienischen Dörfern nachempfunden und über allem wölbt sich ein blassblauer Himmel über den Gängen mit Pflasteroptik. Hier stromern die Expats herum, die stundenlang flanieren oder ihre Kinder zum Eislaufen auf die riesige Eisfläche schicken – hier endet dann wohl der Vergleich mit dem Markusplatz. Hier kann man ins Kino gehen und Hollywood-Blockbuster sehen und hier gibt es Gondolania, einen Indoor-Freizeitpark mit Kettenkarussell, Mini-Free-Fall-Tower und Achterbahn. Wenn man hier im Foodcourt sitzt, das Essen von McDonalds, Pizza-Hut oder KFC, dann sieht man da sehr viel von dem kuriosen Durcheinander, das Katar heute ist: Man sieht vollverschleierte Frauen mit H&M-Einkaufstüten

und einem Tablett voller Fast-Food, man sieht eine philippinische Großfamilie, die vier Tische zusammenschiebt und mit sieben Kindern und sechs Erwachsenen da Platz nimmt, man sieht Teenager-Kataris in weißen Gewändern und mehren Smartphones in den Händen und man sieht eine arabische Frau, die sehr stolz ihren Busen ausführt.

Nach dem Spaziergang durch das große Klein-Venedig bin ich nebenan auf einer großen Konferenz gelandet, die „Aspire 4 Sport“ heißt. Für wenige Tage wurden hier Gäste aus der ganzen Welt eingeflogen, die etwas über den Sport und das Geschäft damit erzählen können. So eine internationale Konferenz gibt es hier tatsächlich im Wochentakt – die Plakate auf den Straßen laden etwa parallel zur Messe „Qatar Business Women International“, zum „World Social Insurance Congress“ und zum „World Congress of deaf Muslims“. Ganz viele Besucher von Doha sehen Katar nur aus den Scheiben der Limousine, die sie von Flughafen zum Hotel und weiter zum Tagungsort kutschieren.

Das Modell funktioniert immer ähnlich: Ein paar Stars gehören auch immer dazu, die hier nichts zu suchen haben, aber für eine mutmaßlich großzügige Überweisung eine Viertelstunde winkend über die Bühne laufen. Dieses Mal ist es der US-amerikanische Basketballstar Shaqueil O’Neal, bei einer anderen Konferenz wird es Boris Becker sein. Daneben gibt es tatsächlich die Koryphäen aus Wirtschaft und Wissenschaft, die auf der Bühne stehen und berichten.

Bei der „Aspire 4 Sport“ ist es ein hochrangiger Vertreter des katarischen Olympischen Sportbundes, der sehr genau darlegt, welche strategische Bedeutung Sport für das Land hat. In der großen alles überragenden „Qatar National Vision 2030“ ist Sport ein Element, das sich durch alle vier Pfeiler zieht: das nachhaltige wirtschaftliche Wachstum, die Entwicklung der Menschen im Land, der integrierte Ansatz für eine soziale Entwicklung und eine nachhaltige Gestaltung der Umwelt für zukünftige Generationen. Überall findet sich Sport wieder, überall scheint Sport Sinn zu machen – und an keiner Stelle scheint es angebracht, etwas gegen mehr Sport als nationale Strategie zu haben. In Katar gibt es mittlerweile einen nationalen Sporttag mit einer gewissen Tradition, an dem sich ausnahmslos alle Bewohner irgendwie betätigen sollen. Es gibt den Spitzensport, der auch mal durch die Einbürgerung von afrikanischen Spitzenläufern gefördert wird, um international das Image des Landes zu formen. Und es gibt bereits Pläne, auch Olympia an den Golf zu holen. Ein Konzept hat der Vertreter vom Sportbund direkt mitgebracht und zeigt es bei dieser Konferenz: In fünf Ringen, analog zu den Olympischen Ringen, könnten sich die Wettkampfstätten rund um Doha verteilen – das ist eine hübsche Symbolik und es wären, wieder mal, die ersten Olympischen Spiele in einem arabischen Land.

Erst einmal gibt es das Geschenk Fußball-WM, das einen wahnsinnigen wirtschaftlichen Impuls für das ganze Land setzt. Es gibt verschiedene Schätzungen, wie viel Geld es kosten wird, das Land bis zur WM umzubauen – mehr als 100 Milliarden Euro sind es immer. Auf einer späteren Pressekonferenz erlebe ich, wie der Entwurf für das erste WM-Stadion vor Journalisten aus aller Welt präsentiert wird: Zum Stadion selbst gehört noch eine Metrolinie, eine Neugestaltung des ganzen Stadtteils und natürlich jede Menge topmoderne Klimatechnik. Denn auch in der sengenden Hitze des Hochsommers soll die WM hier stattfinden, die Fans sollen dabei nicht zu sehr leiden, sondern sich von klimatisiertem Raum zu klimatisiertem Raum bewegen. Auf 22 Grad soll das Spielfeld dann heruntergekühlt werden, berichtet der Chefplaner, „und das auch nur, damit man noch merkt, dass man in einem warmen Land spielt. Wir könnten das auch kälter machen."

Für all das braucht Katar noch viel mehr Menschen. Ein paar, die das Ganze planen und konstruieren. Und sehr, sehr viele, die die Bretter schleppen, den Beton gießen, die Glasscheiben einhängen. Etwa eine Million Gastarbeiter zusätzlich bis zur Weltmeisterschaft, das sind die Schätzungen.

„Es ärgert mich, dass man immer nur so kurz guckt", sagt der leitende Angestellte eines deutschen Mittelständlers, den ich an seinem Messestand auf der Konferenz treffe. Er will hier in Doha sein Produkt verkaufen und das könnte gut klappen, der Bedarf ist da, das Geld auch. Er war als Ingenieur in seinem Leben viel unterwegs, heute Doha, nächste Woche Spanien und vor einem Vierteljahrhundert, da hat er eine gute Zeit in Saudi-Arabien gearbeitet. „Wir haben die Arbeiter da gut behandelt, keine Frage, es gab Essen, es gab Trinken. Aber natürlich haben die auch zu fünfzehn in einem Raum geschlafen." Und als er vor einiger Zeit in Nigeria war, da hat er ähnliches erlebt: Als die deutschen Ingenieure mit sorgfältig ausgearbeiteten Bedarfsplanungen für die Masse der Arbeiter ankamen, wurden sie von den Partnern vor Ort beinahe ausgelacht. „Wenn der Arbeiter nicht mal einen Euro pro Stunde kostet, dann ist es auch egal, wie viele Stunden gearbeitet werden muss. Das bleibt bei den Kosten dann der geringste Punkt." Dieser Aufschrei vor Entsetzen, der ob der Situation der Arbeiter zu hören ist, der ärgert ihn: „Jetzt schauen alle auf und dann gehen sie doch wieder los und kaufen Hemden für ein paar Euro. Man muss sich schon bewusst machen, was da alles hinter steckt."

Der Arbeiter ist hier in Katar eine Zahl hinter der Kommastelle in der Kalkulation. Und es gibt wenig Anzeichen, dass sich das schnell ändern wird.

8. Ursprung des Übels – Das Kafala-System

Die Education City, so groß, dass der Fahrer eine halbe Stunde unterwegs ist, bis er das richtige Zufahrtstor für meinen Termin findet. Hier sitzt die übermächtige Qatar Foundation, die das Geld des Landes verwaltet und hier sitzen in schicken Neubauten die Ableger einiger US-Universitäten, die hier Ausbildungsgänge anbieten. Auf den Fluren geht es zu wie auf einem US-College – nur sind hier wahrscheinlich mehr Studentinnen und Professorinnen mit Kopftuch zu sehen.

Hier, durch Mauern und Sicherheitsbeamte etwas abgeschirmt von der Außenwelt, wird an dem Thema der Gastarbeiter geforscht – ohne große Einschränkungen und Vorgaben der Regierung. Zahra Babar, die mich in ihrem Büro auf dem Campus der Georgetown University empfängt, ist eine der weltweit führenden Forscherinnen, wenn es um das Thema Arbeitsmigration geht. Sie will mir erklären, wie es den Gastarbeitern in diesem Land wirklich geht – und warum die Situation so ist, wie sie ist.

Die ganz kurze Antwort auf diese Frage hat sechs Buchstaben: Kafala heißt das System, das den Arbeitsmarkt in Katar und anderen Golfstaaten bestimmt. Weil die kleinen Staaten hier so unglaublich viele Anträge von möglichen Immigranten bearbeiten müssen, haben sie viel von der Verantwortung und Kontrolle an die jeweiligen Arbeitgeber ausgelagert – und damit auch die Macht, die in anderen Staaten von der Einwanderungsbehörde ausgeht. „Deine Existenz, dein Visum, deine Aufenthaltsgenehmigung ist abhängig von deinem Sponsor“, fasst Babar das System zusammen. „Wenn du nicht zufrieden bist mit deinem Arbeitgeber oder du einfach deinen Arbeitsplatz wechseln möchtest, dann geht das nicht ohne die Zustimmung deines Arbeitgebers. Wahrscheinlich musst du das Land verlassen und dich dann neu auf ein anderes Visum bewerben.“

Damit sind die Arbeitnehmer den Arbeitgebern, dem sogenannten Sponsor ausgeliefert – und je austauschbarer ihr Arbeitsangebot ist, desto abhängiger sind sie von ihm. Das gilt eben in besonderem Maße für unqualifizierte Arbeiter aus ärmeren Ländern, die vorrangig ihre Arbeitskraft zur Verfügung stellen. „Die Erfahrung der meisten Migranten ist hier durch ein hohes Maß an Verletzlichkeit definiert“, berichtet Babar. Diese Abhängigkeit führt dazu, dass vonseiten der Arbeitnehmer Missbrauch nur schwer entdeckt werden kann: Immer wieder kommt es dabei zu Fällen wie der verspäteten Zahlung von Gehältern, der willkürlichen Verschlechterung von vertraglich vereinbarten Arbeitsbedingungen oder dem Einziehen des Reisepasses. Das alles ist illegal – aber wehe, der Migrant beschwert sich: „Der Arbeitgeber kann jederzeit das Visum für ungültig erklären.

Dafür muss er zwar einen Grund angeben, aber das kann etwas beliebiges sein wie ‚Schlechte Leistungen am Arbeitsplatz', sagt Babar.

Das Kafala-System mutet antik an von außen – wird aber von den Kataris erbittert verteidigt. Dahinter stecken mehrere Motive, sagt Wissenschaftlerin Babar: Erstens sorgt das Sponsorship-System für regelmäßige Einkommen, weil viele Katari gut dafür bezahlt werden, dass sie ihre Unterschriften unter Visumsanträge setzen, ohne selbst überhaupt Kontakt zu einer Baufirma zu haben. Zweitens hat sich die Bevölkerung in diesem kleinen Land fast ausschließlich durch den Zuzug der Arbeitsmigranten in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt. Das schürt Ängste unter den Einheimischen, deren Kontostand zwar wachsen mag, die aber Angst haben, dass ihre Kultur verschwindet. Und drittens, jetzt geht es wieder ums Geld, dämmt das Kafala-System die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt ein. Denn weil die Arbeitnehmer nicht beliebig wechseln können, müssen die Firmen auch nicht mit besseren Löhnen um die Arbeiter werben. Der Zustrom aus den Ländern Südasiens ist auch bei Löhnen von wenigen Hundert Dollar pro Monat immens.

Das Kafala-System ist die Wurzel von Katars Problem mit den Gastarbeitern. Dabei, sagt Forscherin Babar, ist das Arbeitsrecht ansonsten gar nicht so schlecht – auf dem Papier. Es gibt eine maximale Anzahl von Arbeitsstunden pro Woche, es gibt so etwas wie bezahlten Urlaub, es gibt bezahlte Überstunden – nur wird das alles nicht oder kaum kontrolliert. Die Anzahl der Kontrolleure in Katar wurde zwar nach den ersten Protesten rasch verdoppelt, aber sie ist immer noch bei Weitem zu gering, um mit den unzähligen Baustellen und Arbeitercamps Schritt halten zu können, sagen Beobachter. Etwas zynisch wird von manchen katarischen Behörden empfohlen, dass man ja Klage gegen sein Unternehmen einreichen könne, wenn es Probleme gibt. Abgesehen von der Abhängigkeit der Arbeiter von ihren Chefs dauern solche Prozesse schnell ein oder zwei Jahre – ein Ding der Unmöglichkeit für Migranten, die jeden Monat Geld nach Hause überweisen müssen.

Es ist ein sehr lehrreiches, aber ernüchterndes Gespräch mit Zahra Babar. Während sich einige hier ihr Leben vergolden lassen, müssen andere um ihren Lebensunterhalt kämpfen, habe ich gelernt. Und erlebe direkt im Anschluss, zu was für Lebensmodellen das führen kann. Mein Plan ist es, nach dem Interview wieder zurück in die Stadt zu fahren – ein halbes Ding der Unmöglichkeit, wenn man noch nicht vertraut ist mit dem Rhythmus des katarischen Lebens. Jetzt würde ich gerne zurück, und der Herr an der Rezeption schaut sehr erstaunt. „Ein Taxi, hm? Das könnte schwierig werden." In der Tat: Unter der ersten Nummer meldet sich freundlich die Zentrale einer Fahrzeugvermittlung. Gerne schicke man einen Wagen vorbei,

gar kein Problem. Um viertel nach vier könnte der da sein. Jetzt ist es viertel nach eins und ich habe keine Lust, meinen Nachmittag hier zu verbringen.

So treffe ich Saaber. Er fährt eine halbe Stunde später mit seinem weißen Toyota vor und bietet mir einen guten Preis für die Fahrt ins Stadtzentrum. Und er redet gerne, man weiß ja nie, wen man gerade chauffiert. Für alle Fälle liegen hinten auf der Rückbank des Wagens mehrere Ausdrucke seines Lebenslaufes, sorgsam in Briefumschläge verpackt. Vier Jahre ist er in der Stadt, gekommen als privater Fahrer für einen wohlhabenden Polizeioffizier. Der aber ist jetzt überwiegend in London und kümmert sich um andere Geschäfte, und Saaber wurde freigestellt. Das Problem: Sein Visum ist auf seine derzeitige Tätigkeit als „Home Driver“ beschränkt und damit darf er nichts anderes machen – soviel er sich auch bewirbt. Sein Sponsor hilft also, aber hilft nicht zu viel. 7.000 QR würde es kosten, das Visum umzuschreiben – das ist zu viel für ihn und der Sponsor will nicht helfen. Die andere Möglichkeit wäre, zurück nach Indien zu gehen und sich von dort auf ein neues Visum zu bewerben – aber auch das kostet viel Geld und ist nicht ohne Risiko. Also fährt er privat Leute umher, oft raus zur Qatar Foundation, weil er dort einen Freund an der Rezeption sitzen hat und von da fährt er dann quer durch die Stadt, eine knappe Stunde für knapp acht Euro. Dabei versucht er noch, um den ganz dichten Verkehr einen Bogen zu machen – nicht wegen der Staus, sondern wegen der Polizei, die ihn da kontrollieren könnte. „Es ist schon eine gute Stadt“, sagt Saaber über Doha, „aber es ist viel zu teuer.“ Trotzdem ist er lieber hier als in Dubai – im Gegensatz zu allen anderen Fahrern, mit denen ich bislang gesprochen habe. „Da würde ich das ganze Geld doch einfach für Spaß und Unterhaltung ausgeben“, lacht er.

Die Geldbörse leert sich in Katar ohnehin schon schnell genug: Innerhalb der Golfstaaten ist das Leben hier am teuersten. Auch hier gilt jedoch die Dreiteilung der Gesellschaft – für die Expats aber ist das Leben auf jeden Fall in vielen Punkten ein teurer Spaß: Ein Zwei-Zimmer-Apartment kostete im Jahr 2013 durchschnittlich 42.000 US-Dollar Miete pro Jahr, die Miete eines Geländewagens (dem angemessenen Fortbewegungsmittel, wenn man nicht als arm daherkommen will) kostete im Schnitt 2.700 US-Dollar im Monat. Geht es um Lebensmittel, war Katar jedoch der günstigste Ort unter den Golfstaaten – bis hin zum Sparmenü bei McDonald’s.

Die Frage, ob man im indischen Supermarkt oder im französischen Hypermarkt Carrefour einkaufen geht, stellt sich für die Gastarbeiter jedoch nicht. Zum einen, weil sie niemals in die modernen Shopping-Malls hineingelassen würden. Und zum zweiten, weil ihre Löhne gerade dazu ausreichen, um sich ein wenig Reis und Gemüse zu kaufen.

Eine Studie von internationalen Forschern in Katar hat im Sommer 2013 ergeben, dass der Arbeiter im Schnitt 1.000 Qatarische Rial pro Monat verdient, das sind etwas mehr als 200 Euro.

9. Das Spiel dauert neun Jahre – Die WM und die Proteste

Im Four Seasons ist der Teppich dick, die Wände sind mit grünen Seidentapeten bezogen und hinter dem Podium hängen eindrucksvolle, wenn auch etwas kitschige Bilder. Lange Zeit versorgen sich die Presseleute am üppigen Buffet, essen kleine Küchlein, trinken eine der „Kaffeespezialitäten", die von den schwarzlivrierten Damen serviert werden. Plötzlich kommt Bewegung in die Gruppe, die Kameramänner schultern die Geräte und halten auf die Tür. Der Fahrstuhl gongt, die Tür geht auf – und Joseph Blatter, FIFA-Präsident kommt um die Ecke.

Ganz spontan hat er diesen Termin beschlossen, weil der Druck dann doch zu groß wurde. „Nehmt Katar die WM weg" wurde überall gefordert. Es ist bereits das dritte Problem mit dieser WM, die weit, weit in der Zukunft liegt. Zuerst gab es Spekulationen über Bestechungen bei der Vergabe an das Emirat (die noch lange nicht ausgeräumt sind), dann entrüsteten sich in regelmäßigen Abständen Funktionäre über die brütende Sommerhitze in Katar – und jetzt wird dem Ausrichter in spe auch noch vorgeworfen, massiv die Menschenrechte zu verletzen. Es gab ein paar sehr unkluge Aussagen von der Fußball-Prominenz zu diesem Problem. Franz Beckenbauer etwa wird wohl noch einige Zeit an den Spruch erinnert werden, den er im November 2013 nach einem Besuch in Katar sagte: „Ich habe noch keinen einzigen Sklaven in Katar gesehen. Ich weiß nicht, woher diese Berichte kommen. Ich war schon oft in Katar und habe deshalb ein anderes Bild, das glaube ich realistischer ist."

Sepp Blatter, dem ewigen FIFA-Präsidenten, ist das erst einmal egal. Er hat an diesem Novembertag den Emir getroffen, er hat mit dem Organisationskomitee gesprochen, er ist am frühen Morgen gelandet und muss auch gleich schon wieder weg. Jetzt aber richten sich die Kameras auf ihn, und er verkündet: „Es gibt keinen Zweifel, dass die WM 2022 hier in Katar stattfinden wird." Das Problem der Arbeiter sei erkannt, man arbeite hart daran.

Der Kontakt mit der Gewerkschaft der Bauarbeiter sei bereits hergestellt, das Gespräch gesucht. Die Gewerkschaft habe einen positiven Bericht über die Entwicklungen abgegeben. Das klingt für mich ein bisschen komisch, weil ich wenige Tage vor meinem Abflug mit Dietmar Schäfer gesprochen hatte, der Teil einer Delegation im Land war – und sich bestürzt gezeigt hatte über die Bedingungen vor Ort.

Anstatt konkret auf Änderungen einzugehen, flüchtet sich der Chef des Organisationskomitees, Mohammed Al-Thani, fast erleichtert darüber, dass das Land heute so im Fokus steht: „Die WM ist in neun Jahren, es ist gut, dass diese Probleme heute schon angesprochen werden.“ Ab dann wechselt er nahezu vollständig in den PR-Modus: „Wir wollen ein Vorbild für andere Nationen werden. Wir werden eine außergewöhnliche WM abliefern, die international Beachtung finden wird.“

Blatter muss direkt los zum Flughafen, die FIFA ist ein globales Geschäft. Der Orga-Chef stellt sich noch den Journalisten. Die ganzen Berichte von den schlimmen Arbeitsbedingungen? Alles harmlos? Die Guardian-Journalisten seien gar nicht hier gewesen, wirft das Organisationskomitee (OK) der Presse vor.

„Kommt vorbei und schaut es euch an“, sagt der OK-Chef zum Abschluss und meint damit wohl die ganze Welt.

Dann machen wir das doch mal.

10. Ausflug in den Staub – Eine Fahrt durch die Stadt der Arbeiter

Es ist eigentlich ganz einfach und doch ziemlich schwer, mehr über die eigentliche Situation der Arbeiter zu erfahren. Eigentlich sind sie überall. In der Bucht von West Bay wachsen neben den neuen Hochhäusern noch neuere Hochhäuser in den wolkenlosen Himmel, das alte Stadtzentrum wird direkt komplett neu gebaut – dutzende Kräne schwenken von morgens bis nachts über einem riesigen Areal. Der erste Eindruck: Je sichtbarer die Baustellen sind, desto sicherer scheinen sie. Auf der Uferstraße, der Corniche, tragen alle Helme, im Dunkeln steht ein Arbeiter extra bereit, um mit einem roten Leuchtstab den Verkehr etwas (und überwiegend vergebens) zum langsam fahren zu bewegen.

An den meisten Stellen wird jedoch alles dafür getan, um die Arbeiter aus dem Stadtbild verschwinden zu lassen. Morgens, bevor die Stadt so richtig aufsteht, kommen sie schon angefahren in den Bussen. An einigen Stellen öffnen sich dann die Tore in den blickdichten Bauzäunen, die Busse fahren herein, die Arbeitsmaschine kann losrollen. Wie ich im Laufe der Wochen erfahre, haben die Arbeiter keinen Zugang zu all den Orten, an denen sich die übrigen Menschen in Katar amüsieren.

Wenn dann so gegen 16 Uhr langsam die Sonne in der Wüste verstaubt, kehren die Arbeiter zurück in ihre Unterkünfte. An den Baustellen fährt dann wieder ein Bus nach dem anderen vor, meistens ein dröhnender indischer Tata. Die Tür bleibt geöffnet, damit der Fahrtwind kühlend hineinweht. Innen drin sitzen die Arbeiter in ihren blauen Overalls, oft eine gelbe

Weste mit ihrem Arbeitgeber übergestülpt, den Helm zwischen die Beine geklemmt, den Kopf ans Fenster gelehnt oder vornerüber gebeugt an den Vordersitz. Während des Tages sieht man wenig von den Bauarbeitern. Die Baustellen sind gut versteckt hinter meterhohen blickdichten Zäunen, nur ab und zu sieht man Zugänge, beschrieben mit Assembly Point. Und manchmal, in der Mittagszeit, liegen in der Nähe der Baustellen ein paar Arbeiter im Schatten von Gebäuden und ruhen sich aus.

Wenn man sich den Arbeitern von Doha nähern will, nimmt man am besten die Salwa Road. Die führt eigentlich direkt nach Saudi-Arabien, allzu weit ist das nicht in diesem kleinen Staat. Wer ungefähr in der Nähe des trubeligen Omani-Basars abbiegt und dann auf Nebenstraßen Richtung Südwesten schleicht, der kann zusehen, wie die Straßen Kreuzung für Kreuzung staubiger werden – bis sie selbst zu Staub werden. Wenn man Glück hat, fährt vor einem ein anderes Auto, dann weiß man, wann man auf Schrittgeschwindigkeit runterbremsen muss, um ganz vorsichtig über einen Bremshügel zu schleichen oder in einem weiten Bogen um ein tiefes Schlagloch zu fahren. Sieht man das nicht rumpelt es manchmal so, dass man denkt, es hätte das Reserverad aus dem Kofferraum gehauen. Oder man fährt durch Pfützen, die so tief sind, dass das Wasser bis an die Fahrertür reicht.

Hier beginnt dann irgendwann die Industrial Area von Doha. Verarbeitet wird hier vor allem das Produkt Mensch.

Im Schachbrettmuster der Straßen, ordentlich durchnummeriert, leben hier die Bauarbeiter und Taxifahrer von Doha. „Ab der 20. Straße wird es richtig schmutzig“, hatte die Mitarbeiterin einer Hilfsorganisation gesagt. Und sie hat recht. Die breiten Straßen sind rechts und links mit Baufahrzeugen und Bussen zugeparkt, hinter Mauern erheben sich mal mehrstöckige Gebäude, mal ducken sich flache Baracken in die Landschaft. Es ist von außen schwer festzustellen, was Lagerhaus und was Unterkunft ist. Hinweise geben nur die Wäscheleinen mit zahlreichen bunten Kleidungsstücken, die an diesem Freitag vor vielen Gebäuden hängen.

Unter der Woche ist hier tagsüber gar nichts los, weil die Busse frühmorgens aufbrechen und die Arbeiter erst spät wieder zu ihren Unterkünften zurück bringen. Jetzt, am Freitag um die Mittagszeit, strömen die Arbeiter in Massen über die Straßen, hin zu einer der zahlreichen Moscheen, die kreuz und quer über das Gelände verteilt sind. Auf dem Rückweg schleppen sie dann volle Plastiktüten mit Lebensmitteln mit sich. Es ist ein erster Eindruck davon, wie viele Menschen hier für Katar arbeiten. Und ein erster Eindruck davon, in welchen ärmlichen Bedingungen sie leben. Aber bei diesem Besuch bleibe ich ein Beobachter aus dem Wageninneren, drehe ein paar Mal meine Runden durch das Viertel und biege dann wieder auf die sauber asphaltierte Salwa Road, zurück Richtung sauberem Zimmer.

11. Hinter den Kulissen – Erster Besuch im Lager

„Ich rufe dich an, so zwei Stunden vorher, dann kannst du mitkommen“, sagt die Stimme am anderen Ende des Telefons, die anonym bleiben will. Einer der ersten Kontakte in Deutschland hatte mich an einen Kollegen empfohlen, der sich immer wieder auch vor Ort mit der Situation der Gastarbeiter beschäftigt. Gerne gesehen ist das nicht, darum reisen auch diese Leute alle paar Wochen ein, besuchen in einigen dicht gepackten Tagen sowohl Arbeiterlager als auch Botschaften und Behörden. Jetzt steht gerade wieder einer dieser Trips an. Einige SMS später stehe ich dann also mit meinem Rucksack an einer zentralen Straßenkreuzung von Doha, als ein alter Toyota bremst und mich der Beifahrer ins Auto winkt. Ich quetsche mich auf die Rückbank, auf der bereits ein müder, wohlbeleibter Mann sitzt, sich mir kurz vorstellt und dann bald die Augen schließt. Auf dem Beifahrersitz dreht sich mein Hauptansprechpartner um und erklärt mir die Spielregeln, die ein bisschen nach Geheimagentengeschichten klingen: „Ich bringe dich überall hin, wo du willst. Aber du hast niemals mit mir gesprochen, klar?“ Dann fahren wir los.

Es geht raus aus der Stadt, im Feierabendverkehr schleichen wir uns über die Ausfallstraßen, von Kreisverkehr zu Ampel zu Kreisverkehr. Irgendwann taucht rechts die Baustelle der Education City auf, später dann links der Prinzenpalast. Als am nächsten Kreisverkehr die Polizei bereitsteht und die Autos kontrolliert, steigt die Aufregung im Wagen. Die Pässe hat man dabei, erklären will man eigentlich nicht wo man hin will – das Ziel der abendlichen Ausfahrt ist nämlich eines der Arbeitercamps weit vor den Toren Dohas.

Nach 40 Kilometern biegen wir schließlich von der Schnellstraße ab und in dunkle Pfade ein, die kaum befestigt sind. Bald tauchen in der Dunkelheit endlose Reihen von Bussen auf, die leer auf den nächsten Morgen warten. Dann, so ab vier Uhr, traben die Arbeiter aus dem Lager in ihr Fahrzeug und werden eine Stunde lang in die Stadt gefahren, um dort acht bis neun Stunden zu arbeiten. Wer früh anfängt, kann mehr arbeiten, wer mehr arbeitet, verdient mehr Geld. 75.000 Arbeiter leben alleine hier, sagen meine Begleiter.

Wieder biegen wir ab, die Straßen werden noch schlechter und der Toyota muss vorsichtig große Erdlöcher umkurven und kratzt zwei Mal mit dem Unterboden an Erdhügeln. Kaum noch Menschen sind auf den Straßen, nur alle paar hundert Meter leuchtet bunt ein Fenster und weist einen kleinen Supermarkt aus. Irgendwann, die Orientierung habe zumindest ich längt verloren, halten wir vor einer Baracke, die eine Moschee sein soll. „Sidra Village Project Camp“ steht auf einem der Schilder.

Ein Arbeiter tritt ans Fenster und beäugt mich kritisch. Weiße sieht man hier selten und was sie hier wollen, ist auch nicht ganz klar. Schließlich lässt er mich doch mitkommen – keine Fotos, kein Mikrofon, kein Schreibblock, das ist die Vorgabe. Zur Vorsicht übernimmt er, ein Inder, der älter aussieht als er ist, meinen Rucksack. Es geht durch den Durchbruch einer weiteren Mauer und wir sind in einer Sektion dieses Lagers. 3.500 Menschen sollen hier leben, jeweils zu sechst in einer Kammer von vielleicht 16 Quadratmetern. Hunderte Meter lang ziehen sich die einzelnen Gänge. Am Beginn jedes Gangs sind Waschräume und Toiletten, daneben Küchen, dann folgen die einzelnen Zimmer. „Das hier ist eines der besseren Camps", sagen meine Führer.

Zu sechs kauern sie auf dem Boden, der aus Beton besteht und nur notdürftig mit Pappkartons und Schaumstoffmatten so was wie einen Teppichboden erhalten hat. Drei Stockbetten stehen im Raum – „das ist gegen das katarische Arbeitsrecht", wirft mein Begleiter ein. Drei Doppelspinde wie aus dem Schwimmbad, ein Regal, das war es. Das eine Fenster ist mit den blauen und grauen Arbeitskleidern verhängt. Die Klimaanlage kämpft gegen die Wärme an und schafft es nicht – dabei ist draußen November, einer der milderen Monate des Jahres. Die Matratze, auf der ich Platz nehmen darf, ist hart wie ein Brett. Kunstvoll und gar nicht fachgerecht sind Kabel durch den Raum verlegt, sodass jeder zumindest eine Steckdose hat. Daran hängt meistens das Ladekabel für das Handy, der einzigen Verbindung zur Heimat. Und das über Jahre. Sonst sieht man nichts Persönliches – außer einem gekritzelten „I love Parkash" auf einer der Spindtüren.

Die sechs Männer kommen aus Rajasthan, einem nordindischen Bundesstaat, sie sind jung, sie sind alt, sie wussten ungefähr, auf was sie sich einlassen. „Bei ihnen gab es keine Tricks mit den Arbeitsverträgen", sagt mein Begleiter. 1.050 QR zahlt ihnen der Arbeitgeber pro Monat. Davon gehen etwa 300 QR für das Essen drauf – „das muss der Arbeitgeber eigentlich bereitstellen", sagt mein Begleiter. 200 QR bleiben für die Gespräche in die Heimat, etwa 500 QR können sie pro Monat sparen. Zumindest, nachdem sie die ersten 3.500 QR für die Reise abbezahlt haben.

Der Wortführer unter den Arbeitern greift in sein Kopfkissen, wo sein Portemonnaie liegt. Daraus holt er die ID-Karte im Scheckkartenformat, die schlecht in Plastik eingewickelt ist. Die hat er erhalten im Tausch gegen seinen Pass. Damit kann er raus aus dem Camp, raus aus Katar kann er damit nicht. Und auch das, so sagen meine Begleiter, die in vielen Camps waren, ist schon eine eher fortschrittliche Variante. Der Wortführer war krank, er hatte eine Hautinfektion und helfen wollte ihm keiner im Camp. Meine Begleiter sorgten dafür, dass er in einem privaten Krankenhaus behandelt wurde. „Man muss das Vertrauen durch Taten gewinnen, nicht nur durch

Worte“, sagt einer der Begleiter und stellt dem Wortführer zwei Fläschchen mit Medizin hin.

Die Stimmung ist gar nicht so schlecht an diesem Abend in diesem Zimmer. Es ist Donnerstagabend, der eine freie Tag der Woche steht bevor. Und es gibt Gerüchte, dass es ab Januar 25 Prozent mehr Lohn geben soll und klimatisierte Busse. Eine erste Folge der internationalen Proteste, vielleicht. Und eigentlich auch gar nicht so wichtig.

12. Es geht schlimmer – Ausbeutung der Arbeiter

Camps werden zumindest in der letzten Konsequenz betrieben von Katari, denn nur diese dürfen Land besitzen. Es ist ein einträgliches Geschäft, die Wüstenflächen zu vermieten und darauf entweder selbst Baracken zu errichten oder Barracken errichten zu lassen. Das alles erfahre ich, als wir am nächsten Tag wieder gemeinsam im Auto sitzen und Richtung Norden fahren. Was ich in den Tagen zuvor in der Zeitung gelesen hatte: Vereinzelt gehen die katarischen Behörden gegen solche Lager vor, weil sie illegal errichtet werden. Ein Grundproblem, mal wieder: Der Staat lässt seine Bürger machen, um sich selbst zu entlasten – und ist darum völlig ahnungslos, was überhaupt alles passiert. Wer große Landflächen besitzt, der überlässt sie eben einem Subunternehmer, der darauf ein Lager errichtet und tausende Gastarbeiter unterbringt. Die Stadtverwaltung von Doha, so höre ich während meiner Zeit im Land, ist gerade dabei, sich zumindest einen groben Überblick zu verschaffen, wo überall Gastarbeiter untergebracht sind. Ein allererster Schritt, um irgendwelche verlässlichen Kontrollen überhaupt beginnen zu können. Außerhalb der Stadtgrenzen Dohas aber beginnt – zumindest zurzeit noch – das Niemandsland.

Wir fahren nach Al-Khor. Das dauert an einem Freitag, an dem die Baustellen zu beiden Seiten des schnurgeraden Highways ruhen, in etwa eine Dreiviertelstunde. Am Anfang taucht rechts Lusail City auf, irgendwann dann links der Lusail International Circuit, eine moderne Rennstrecke. Durch die kleine Stadt durch, dann nach links abbiegen, dann kommt man in die Al-Khor Industrial Area, eines der größten Arbeitercamps des Landes. 75.000 Arbeiter leben hier, viele arbeiten auf den Öl- oder Gasfeldern der Region und bauen dort die Infrastruktur aus. Wir bleiben erst einmal im Wagen, bis klar ist, dass der Aufseher des Camps nicht da ist. Dann geht es durch die halb zerfallene Mauer in die Baracken.

Fünf Doppelstockbetten stehen hier auf etwa 20 Quadratmetern, der Boden ist schmutzig, obwohl alle ihre Schuhe vor der Tür ausziehen. Im Eingangsbereich steht ein wackeliges Holzregal vollgestellt mit Töpfen, darauf

Plastikflaschen voll mit Wasser. Unter die Betten sind Koffer gequetscht, sonst ist kein Platz für persönliche Gegenstände. Die Klimaanlage pustet eiskalte Luft auf das unterste Bett unten links, oben rechts staut sich dagegen die Wärme. Alles Sonstige ist mit schwarzem Klebeband an die Wände geklebt: Ein Spiegel, das obligatorische Verlängerungskabel für das Handyladegerät oder Haken, um frische Hemden aufzuhängen. „Trinkwasser gibt es nicht“, sagt der Begleiter, „die müssen ihr Wasser von den Toiletten holen.“

10 Betten gibt es in dem Raum, in den wir uns jetzt auch zwängen, aber im Moment wohnen hier 15 Arbeiter. Sie wollen nur noch weg: Vor fünf Monaten kamen sie aus Indien. Ihr Arbeitgeber versprach: Es gibt 1.000 QR, es gibt gute Arbeit, es gibt Unterkunft und Essen. Das war eine Lüge. Den Lohn haben sie bislang noch nicht gesehen, nur 100 QR gibt es pro Monat – das reicht nicht, um täglich Reis und Gemüse zu kochen und es in einer Aluminiumbox mit zur Arbeit zu nehmen. Das restliche Geld erbetteln sie sich von anderen Arbeitern oder leihen es sich, ohne so richtig zu wissen, wann sie es wo zurückzahlen können.

Und dann noch: Die Arbeiter wurden lediglich mit einem Besuchsvisum ausgestattet. Nach drei Monaten mussten sie einmal nach Dubai fliegen und dann wieder nach Katar einreisen – das Geld behielt der Arbeitgeber ein. Deswegen gibt es Proteste, unter anderem bei der indischen Botschaft und dem katarischen Menschenrechtskomitee – es soll sich was tun in diesen Tagen, aber noch ist nichts passiert. „Wir wollen einfach nur noch nach Hause“, sagt einer der Arbeiter, „wir wollen gar nicht wiederkommen.“ Aber ihre Pässe sind noch beim Arbeitgeber. „Das ist ein Verbrechen, das ist gegen das Gesetz“, sagt der Begleiter.

Sie hatten noch Glück in all diesem Unglück, dass quer über die Straße andere indische Arbeiter aus ihrem Heimatstaat, dem südostindischen Andra Pradesh mit der Hauptstadt Hyderabad, wohnen. Denen geht es gut, verhältnismäßig. „Das ist mit dem hier überhaupt nicht zu vergleichen.“ Ein französisches Unternehmen ist ihr Auftraggeber, es gibt Schlafräume mit separaten Betten, vor der Unterkunft stehen klimatisierte moderne Busse. Sie haben die Gewerkschaft verständigt, damit die sich um die Arbeiter von der anderen Seite der Straße kümmern. Sie kommen jetzt dazu und sie sind kräftiger, gesünder als die hageren Arbeiter. Mehr als 15 Leute drängen sich jetzt in dem Zimmer.

Es ist dieser eine freie Tag, an dem sie sich ausruhen von der Woche. Manchmal gehen sie auch raus und in die Stadt, manchmal fahren die Busse auch nach Doha, aber dort will man sie nicht überall haben. Unter der Woche sitzen sie um 3.30 Uhr im Bus, die Arbeiter aus Andra Pradesh, weil sie eine Hilfskolonne sind, die immer zu einer anderen Baustelle gekarrt wird – zwei Stunden sind sie in der Regel unterwegs, erzählen sie.

Feierabend ist dann um 18 Uhr, oft warten sie dann noch zwei Stunden auf den Bus. Im Lager könne man nichts machen, man kann es aber auch nicht mehr nach solch einem Arbeitstag.

Wenn sie wieder Zuhause sind, hoffentlich bald, sagen sie, dann wollen sie eine Klage gegen den Arbeitsvermittler einreichen. Sie verlangen pro Person 70.000 indische Rupien, das sind etwa 825 Euro. Der Begleiter regt sich maßlos auf, vor allem über die indische Botschaft. Dort gebe es einen Indian Community Welfare Fonds, der dazu gedacht sei, um Landsleute in Not zu unterstützen. Aber der zuständige Mitarbeiter hatte abgewiegelt: „Mal sehen, was ich da tun kann, wenn sich da in der nächsten Zeit nichts tut."

Die Firma, die die Arbeiter nach Doha holte, hatte die Miete für das Lager nicht mehr bezahlt – darum waren sie rausgeflogen aus einem Raum und teilen sich jetzt mit 13 Leuten das eine Zimmer. Wir lassen 200 QR da. „Das reicht der Truppe für zwei bis drei Tage Essen", sagt unser Fahrer.

13. Für eine Handvoll Dollar – Die Bedeutung der Überweisungen

Die Geschichten über die Arbeiter in Katar haben das Emirat seit dem vergangenen Jahr massiv unter öffentlichen Druck gesetzt. Was dabei leicht untergeht ist, dass die Geschichte der Gastarbeiter in ihrer Heimat ihren Anfang nimmt. „Es beginnt in einem kleinen Dorf im Himalaya", erzählt Wissenschaftlerin Zahra Babar, aber es ist nicht der Beginn eines Märchens. Dort taucht irgendwann jemand aus der Provinzhauptstadt auf und erzählt von den fantastischen Verdienstmöglichkeiten, die es in einem fernen Land gibt. Dann gibt es den Partner in der Hauptstadt, sagen wir in Kathmandu, der die Beziehungen zu den Golfstaaten pflegt – und dann gibt es das Büro in Doha oder Dubai, das wiederum den Kontakt zu den eigentlichen Baufirmen herstellt, die billiges Personal brauchen. „Überall entlang dieses Weges gibt es Möglichkeiten zum Betrug", sagt Babar. Und der Betrogene ist in aller Regel der Arbeiter, der schließlich hoch verschuldet im Gastland ankommt – laut der Studie aus dem Sommer 2013 musste jeder Arbeiter im Schnitt 1.000 US-Dollar zahlen, um nach Katar gebracht zu werden. Die Arbeiter gehen also eine Wette auf ihre Zukunft ein, bei der am Ende immer das System gewinnt.

Über mehrere Wochen versuche ich in Kontakt mit den Arbeitsvermittlern in Indien und Nepal zu kommen, lege mir ein gefälschtes Profil im Internet an, weise mich als Planer für eine Baufirma aus und suche dringend nach Arbeitskräften – gerne billig, die für ein rasch an Land gezogenes Bauprojekt in Doha gebraucht werden. Am Anfang springen einige der Vermittler noch an. „Leider können wir uns nicht persönlich in Katar treffen", bedauert

der Direktor von „Star Nepal International“, „weil wir unser Büro in Kathmandu haben.“ Aber man sei gerne bereit, mir einige Angebote zu machen, was Kosten und Bedingungen angeht. Danach scheint aber auch er misstrauisch zu werden und antwortet auf weitere Kontaktversuche nicht mehr.

Eigentlich, so könnte man meinen, sollte es für die Entsendeländer ein leichtes sein, die heimischen Arbeitsvermittler besser zu kontrollieren und sie dazu zu zwingen, ihre Landsleute nicht auf eine solche Reise zu schicken. Das tun sie aber nicht – aus einem einfachen Grund.

Den erleben wir auf unserer Rückfahrt vom Arbeiterlager in Al-Khor. Zwischenstopp in einem indischen Hypermarkt, wo es wieder alles zu kaufen gibt, was man kaufen möchte, wenn man es denn kann. Immer wieder sind auch Westler dabei, die hier bei der staatlichen Öl- oder Gasgesellschaft einen stattlichen Vertrag erhalten haben, dafür aber im Niemandsland leben müssen. Der Supermarkt hat sich darauf eingestellt – es gibt Weihnachtsschmuck, knapp sechs Wochen vor dem Fest. Ein Highlight sind goldene, pinkfarbene oder weiße Weihnachtsbäume aus Plastik, im Angebot für 350 QR. Unten, im Eingangsbereich der Mall, gibt es eine Filiale der Doha-Bank. Viele Unternehmen, erzählen die Begleiter, überweisen den Arbeitern das Geld auf ein Konto hier. Darum steht an diesem Tag eine lange Schlange vor dem Automaten – aber die Sicherheitskräfte achten darauf, dass sie nicht zu lang wird. Nur etwa 15 Leute dürfen sich vor dem ATM anstellen, der Rest muss draußen vor der Mall in der Sonne warten und wird nach und nach hereingewunken. „Die Entsendeländer müssten mehr tun“, erklärt mein Begleiter, „aber die sind oft auf die Geldtransfers der Gastarbeiter angewiesen.“

Zurück in Doha, Halt an einer Filiale von Western Union. Diese Firma hat sich darauf spezialisiert, auch ohne Bankkonten Geld von jedem Ort der Welt zu einem anderen zu transferieren. Deshalb sind Western Union und ähnliche Firmen sehr beliebt bei Arbeitern in und aus Afrika und Asien, in denen eine vernünftige Bankeninfrastruktur Mangelware ist. An diesem Freitagnachmittag in Doha gibt es kein Durchkommen hier, überall drängen sich Arbeiter vor den etwa zehn Schaltern. Das, was übrig bleibt, kann man eben nach Hause schicken, laut der Studie sind das meist etwa zwei Drittel bis drei Viertel des Monatslohns, der Rest geht für Lebensmittel und die SIM-Karte fürs Handy, den einzigen Kontakt zur Heimat drauf. Für diese Transfergesellschaft ist der Andrang höchst lukrativ: Die Weltbank weist die Zahlen für eine Überweisung von 730 QR von Katar nach Indien aus – das dürfte die Ersparnis von etwa einem Monat bei vielen Gastarbeitern sein, wenn sie sehr sparsam leben. Mit Western Union kostet es knapp 45 QR, billiger sind lokale Banken wie etwa die Doha Bank mit etwas mehr als 20 QR. Die britische HSBC dagegen stellt 100 QR in Rechnung.

Für die Empfängerländer aber sind diese Überweisungen lebensnotwendig. Das Geld, das die Landsleute in fremden und fernen Ländern verdienen und dann nach Hause schicken, ist ein elementar wichtiger Teil des Wirtschaftskreislaufes. Die Weltbank weist sehr genaue Zahlen dafür aus, welchen Anteil diese Kapitalüberweisungen am Bruttosozialprodukt des jeweiligen Landes haben. In Nepal etwa sind es unglaubliche 25 Prozent, in Bangladesch etwas mehr als 12 Prozent und in Indien immer noch knapp vier Prozent. Im Jahr 2013 wurden aus Katar insgesamt knapp 14 Milliarden US-Dollar von Arbeitern in ihre Heimatländer überwiesen. Innerhalb der letzten fünf Jahre ist das eine Steigerung um etwa 220 Prozent, teilt der Internationale Währungsfonds Ende 2013 mit.

Darum, das lerne ich bei den Begegnungen an diesem Tag und bei den Zahlen, die ich nachher lese, ist der Zorn über Katar und über die Arbeitsbedingungen für viele Arbeiter im Westen so stark – ohne das das irgendeine Auswirkung auf die Zahl der Arbeiter hat, die ins Land strömen. „Solange die Leute hier in Katar immer noch fünf Mal mehr verdienen als in ihrem Heimatdorf in Nepal, so lange werden sie auch hierhin kommen, ganz egal welche Bedingungen sie hier erwarten“, sagt Zahra Babar, die Professorin der Georgetown University. Und so lange das so bleibt, so lange werden auch Hunderttausende von Bangladeschi hoffen, dass die WM in Katar stattfinden wird – damit auch die Arbeitsplätze heute und in der näheren Zukunft erhalten bleiben.

Und Silvia Pessoa, die sich mit ähnlichen Themen gleich nebenan an der Carnegie Mellon University beschäftigt, ergänzt: „Zuhause erleben viele einen großen Druck, auszuwandern. Wer auswandert und so seine Familie unterstützt, der wird als Held angesehen.“ Darum kommen auch einige wieder, nachdem sie bereits schlechte Erfahrungen irgendwo in einem der Staaten am Arabischen Golf gemacht haben.

Die Regierungen in den Heimatländern würde daher die Migration fördern – und die Probleme aussparen. Noch während ich in Katar war, konnte man etwa auf der Internetseite der nepalesischen Botschaft in Doha Arbeitsgesuche von Firmen lesen: „300 unqualifizierte Arbeiter gesucht, Monatslohn 800 QR, freie Unterkunft und Verpflegung“ stand dann da. Irgendwann gegen Ende des Jahres verschwindet der Link, jetzt wird auf die offizielle Seite des nepalesischen Arbeitsministeriums verwiesen, die den Interessenten wiederum weiter schickt zu den offiziell registrierten Arbeitsvermittlern – und damit wieder in den Graubereich.

14. Von Doha ins All – Besuch auf der Luxusmesse

Wir sind dann irgendwann zuhause angekommen, nach unserem Ausflug nach Al-Khor. Ich habe geduscht, habe mich eine Weile hingelegt, und bin dann zu einer ganz anderen Veranstaltung gefahren. Bis an die Spitze von West Bay ging es, in die prunkvollen Räume des St. Regis-Hotels, eine der allerersten Adressen in Doha. Hier findet heute die „World Luxury Expo" statt, eine Messe, die wirklich da anfängt, wo andere Messen längst aufgehört haben. Man kommt hier nur mit Einladung herein, die meist von den ausstellenden Unternehmen an ihre besten Kunden vergeben wurden. Darum ist auch nicht viel los und ich hocke mich erst einmal in die Ecke und esse ein bisschen vom Buffet. Gedanklich bin ich noch im Arbeiterlager und bei den 200 QR, die wir den indischen Arbeitern hinterlassen haben. Hier gibt es keine Preisschilder, aber das kleine Brötchen, die zwei Stück Kuchen und die vier Säfte, die ich zu mir nehme, dürften denselben Gegenwert haben.

Es ist ein ganzer Ballsaal voller Reichtümer, das ist sogar hier, im Luxushotel etwas ungewöhnlich. Mitten im Raum parkt ein Lamborghini, daneben ein McLaren, ein Bentley ist auch da, zwei Audi und drei Mercedes, eher der oberen Baureihen, man will ja Platz im Fonds haben. Es gibt einen Stand, der exklusive Apartments und Häuser direkt auf dem berühmten Golfplatz von St. Andrews in Schottland verkauft (der Slogan lautet tatsächlich: „What if you call the home of golf simply home?"), ein paar Schritte weiter gibt es die teuerste Seife der Welt mit Diamantsplittern, Steinway Qatar präsentiert seine teuren Klaviere, hochwertige Inneneinrichter stehen parat und wenn man will, kann man den Mitflug in einem Space Ship kaufen – „der erste Katari im All", preist der Veranstalter an.

Es marschieren auf: Junge Familien, einige Scheichs sitzen Probe im Fonds der Limousinen, ein paar Russen mustern die Möbelgarnituren. Plötzlich marschieren die „Qatar Brotherz" auf, der lokale Klub der Harley-Davidson-Fahrer hier, mit Kutte statt Anzug, und marschieren zum Stand des Motorradherstellers. Die Messe ist gut gemacht, der Veranstalter ist ein freundlicher, engagierter Holländer, der mit seinem Konzept vor allem durch die arabische Welt reist. In Dubai waren sie Anfang des Jahres und ließen einen Aston Martin mit einem Helikopter auf ein Hochhaus hieven, das war gut für die Medienresonanz.

Es gibt einen Bedarf für diese Dinge und es gibt Orte, an denen Menschen mit diesem Bedarf leben – und Doha ist definitiv einer dieser Orte. Das kann man gut oder schlecht finden, man kann auch gerne ein bisschen neidisch sein. Was komisch ist: Wie eng, wie parallel der absolute Reichtum und die relative Armut hier in Katar nebeneinander zu finden sind.

Wie einfach man zwischen den Seiten wechseln kann, wenn man als Journalist unterwegs ist und freundlich fragt. Und wie unmöglich der Aufstieg für all die Arbeiter ist, die in Sichtweite des St. Regis eine neue Schnellstraße bauen.

15. Gestrandet in der Wüste – Auf dem Arbeiterstrich

Es ist ja nicht so, als ob sich nichts ändert: Wenn man mit Wissenschaftlern wie Silvia Pessoa oder Zahra Babar spricht, die sich zum Teil schon seit einem Jahrzehnt mit diesem Thema befassen, erfährt man einiges über leichte Veränderungen, Verschiebungen, Entwicklungen im Thema Migration. Einer dieser Trends ist die drastische Zunahme von Gastarbeitern, die auf einem sogenannten „Free Visa“ ihr Glück versuchen – und damit einen Weg um die Quasi-Leibeigenschaft des Kafala-Systems herum zu finden. Nicht immer ist dieser „Free Visa“-Weg freiwillig gewählt – immer aber sorgt er dafür, dass die Verwundbarkeit der Gastarbeiter steigt.

Um mir diesen Trend einmal aus der Nähe anzusehen, sitze ich an einem Sonntagnachmittag im Mietwagen und fahre wieder einmal raus aus dem Stadtzentrum. Dieses Mal fahre ich auf der Dukhan-Road, die in 60 oder 70 Kilometern im gleichnamigen Ort endet – einer dieser Orte in Katar, die man nur auf Einladung besuchen darf, weil es eigentlich riesige Erdöl- und Erdgasindustriestädte mit angeschlossener Wohnsiedlung für Zehntausende Menschen sind. Mir geht es aber wieder um den Faktor Mensch, der hier in Katar in solch großer Masse eine solch entscheidende Rolle bei der Produktion spielt. Und ich biege dort von der Dukhan-Road ab, wo der Unterschied zwischen den hoch bezahlten Jobs und denen am untersten Ende der Lohnskala nicht größer sein könnte:

Rechts von mir türmen sich die Mauern auf, hinter denen die Qatar Foundation ihren Sitz hat. Dort wird an der „wissensbasierten Gesellschaft“ gearbeitet, von der Katar träumt, dort sitzen die Professoren aus aller Welt (und das heißt: vor allem aus den USA), dort sitzen in luxuriösen Bauten die Dependancen einiger renommierter amerikanischer, kanadischer und französischer Universitäten.

Links, in der Straße, in die ich gerade einbiege, soll dagegen der Arbeiterstrich von Doha liegen.

Denn die Sache mit den „Free Visa“, die funktioniert so: Normalerweise sind die Arbeitsvisa ja – durch das Kafala-System in einer Art Quasi-Leibeigenschaft – an einen Arbeitgeber gebunden. Einige Katari geben aber auch einfach ihren Namen her, kassieren die Vermittlungsgebühr – und überlassen die Arbeiter dann ihrem Schicksal.

Das ist natürlich höchst illegal – aber populär: „Es gibt eine deutliche Zunahme von Leuten, die in so einer ‚Free Visa'-Lösung leben und arbeiten", sagt Wissenschaftlerin Pessoa. „Sie bezahlen eine Menge Geld, um hier einen Job zu kriegen, und dann stranden sie hier am Flughafen." Dort kommt kein Bus, der sie in eine versprochene Unterkunft, zu einer versprochenen Arbeitsstelle bringt. Das Geld, das sie dem Arbeitsvermittler, dem Schlepper, gezahlt haben, ist aber trotzdem weg. Manchmal verbringen die Gestrandeten Tage am Flughafen, ohne zu wissen wohin. Manchmal kommt dann ein Landsmann vorbei und nimmt sie mit, zu desaströsen Unterkünften und zeigt ihnen die ein, zwei Stellen im Stadtgebiet, an denen ab frühmorgens dutzende Arbeiter herumlungern und hoffen, eine Beschäftigung für den Tag zu finden. „Sie müssen aber irgendwie überleben", sagt Pessoa, „also arbeiten sie als Bauarbeiter für einen Syrer, einen Ägypter, einen Libanesen, die sie ausnützen können, wenn sie wollen."

Immerhin: Wenn sie dabei erwischt werden, ist meist auch ihr falscher Arbeitgeber dran, berichtet Pessoa. „Die Polizei jagt dann auch den Sponsor, der die falschen Papiere ausgestellt hat", sagt sie. Die Katari würden auf dem Papier erfinden, wofür sie angeblich Arbeiter bräuchten – und brächten so die Arbeiter ins Land, die ihnen schnelles Geld zahlen, für die Ausstellung und die Verlängerung der Visa. Von der Einreise an aber seien sie eben auf sich alleine gestellt.

Als ich mit meinem unscheinbaren Kleinwagen in die Straße einbiege, kommt sofort Bewegung in die zehn oder zwölf Wartenden, die vor den Eingängen der etwas heruntergekommenen Häuser stehen. Als ich den Wagen in die Parkbucht lenke, kommt sofort einer angelaufen und klopft ans Fenster. Als ich ihm erzähle, dass ich keine Arbeit habe, sondern nur seine Geschichte hören will, zögert er lange. Dann berichtet er, in brüchigem Englisch und mit einem nervösen Blick.

Eigentlich hat er eine Arbeit, eine schlechte natürlich. Ihm wurde viel versprochen daheim in Indien, die Familie habe zudem Druck gemacht, dass er Geld heranschaffen müsse. Also setzte er irgendwann seine Unterschrift unter einen Vertrag, den er nicht lesen konnte und landete in Doha. Dort war er dann Bauarbeiter, zu einem deutlich schlechteren Lohn als ausgemacht, in einer dieser Massenunterkünfte. Der Bus fährt früh los, so um das Morgengebet herum – zu dem der Muezzin im Dezember so etwa gegen halb sechs Uhr morgens ruft. Ab und zu macht sein Körper das nicht mit und schafft es nicht pünktlich hoch.

Er unterbricht. Eine Gruppe von Arbeitern kommt zu uns herüber geschlendert, niemand unterhält sich hier so lange, es ist ein schnelles, ein stummes Geschäft normalerweise. Ein Pick-up fährt vor, der Besitzer sagt,

wie viel er zahlt und dann springen ein, zwei oder drei Leute rein und hoffen, dass das stimmt. Als Ad-hoc-Kolonnen schuften sie dann auf den Privatanwesen ihrer Arbeitgeber, einen Tag lang, vielleicht noch einen zweiten. Es ist – so besonders das Kafala-System auch sein mag – ganz normale Schwarzarbeit, wie man sie auch in Deutschland finden kann. Aber darüber reden, das mögen sie nicht und belagern uns ein wenig, bis sie weiterziehen. Mein Gesprächspartner wird noch nervöser, seine Antworten sind kurz und abgehackt.

Er hofft nämlich noch. Ein Araber sei am frühen Morgen da gewesen und hätte gesagt, dass er Arbeiter bräuchte, so gegen 17 Uhr. Er hofft, dass das stimmt – dann wäre sein Tag etwas weniger schlimm als die anderen. Denn weil er heute mal wieder verschlafen hat, wird ihm sein Unternehmen gleich zwei bis drei Tage vom Monatslohn abziehen – übliche Praxis unter den Firmen in Katar. Wenn er aber noch Arbeit kriegen kann, als Taglöhner in Doha, dann kriegt er wohl so 100 QR (etwa 20 Euro).

Das ist der Marktpreis hier auf dem Arbeiterstrich, sagt er, und das ist ein verdammt guter Preis für die Arbeiter, die sonst oft 800 bis 1.000 QR im ganzen Monat verdienen. „Das gibt den Leuten mehr Flexibilität, das kreiert so was wie einen Wettbewerb um Arbeitskräfte“, sagt Pessoa, die das Phänomen mit anderen Mitarbeitern untersucht hat und festgestellt hat, dass es zunehmend populärer wird. Die Polizei allerdings weiß auch davon und kontrolliert immer häufiger auf privaten Baustellen. Sie arbeiten illegal. Darum ist ihre Unsicherheit noch deutlich größer als die anderer Gastarbeiter. Darum sind sie misstrauisch, wenn Fremde hier vorbeikommen.

Und darum bricht mein Gesprächspartner auch ganz plötzlich das Gespräch ab, als er am Anfang der Straße einen Araber in die Straße einbiegen sieht, den er anscheinend kennt. „Die wollen uns kontrollieren“, sagt er zu mir, „vielleicht fährst du besser.“ Als ich in das Auto steige, sehe ich im Rückspiegel noch, wie der Mann seinen Schritt beschleunigt. Mein Gesprächspartner verschwindet in einem der schmalen Gänge, die von der Straße abgehen. Und ich gebe Gas und fahre weg.

16. Daheim ist daheim – Ein Museum voller Kultur und ohne Menschen

Einige Zeit später bin ich dann wieder im Mietwagen unterwegs. Heute habe ich mir einen Tag Pause genommen von der Recherche direkt zum Thema Gastarbeiter. Es gibt da ja noch eine andere Frage, die mich zunehmend beschäftigt, seit ich hier bin, und auf die ich auch in den ersten vier Wochen noch keine zufriedenstellende Antwort gefunden habe. Deshalb bin ich jetzt

auf dem Weg zum Sheikh Faisal Bin Qassim Al Thani-Museum, etwa eine halbe Stunde Autofahrt außerhalb von Doha. Es gibt eine Handvoll Gründe, hier hinzufahren. Einer der schönsten ist, dass die Wegbeschreibung ganz wunderbar nach Orient klingt: Immer geradeaus Richtung Westen, heißt es auf der Homepage – und dann abbiegen, wenn man an der Kamelrennbahn ist. Ein weiterer Grund ist, dass ich mittlerweile seit etwa fünf Wochen in Katar bin und die normalen Sehenswürdigkeiten im Land ungefähr am Nachmittag des dritten Tages abgearbeitet hatte (weil ich mich am zweiten Tag etwas länger ausgeruht hatte).

Und der wichtigste Grund ist, dass ich zunehmend verzweifelt auf der Suche nach so etwas wie der Kultur dieses Landes bin. Vielleicht kann ja dieses Museum dabei helfen, ein bisschen besser zu verstehen, was dieses Land ausmacht und woher diese seltsame Mischung der Katari aus Selbstbewusstsein und Verunsicherung kommt.

Also bin ich brav aus der Stadt herausgefahren, bin an der Kamelrennbahn abgebogen und dann mit dem Mietwagen über eine staubige Straße geholpert, bis ich vor dem Museum, einem Neubau im Stil einer Wüsten-Festung ankomme.

Da begrüßt mich also Nadif, in feinem Anzug und makellosem Englisch. Er erklärt mir grob, was ich alles in den kommenden zwei Stunden bei meinem Rundgang sehen werde: Erst Waffen, dann Textilien, dann Autos, dann Gemälde, dann geht es eine Weile durcheinander, und dann kommt noch ein kleiner künstlicher Hafen inmitten der Ausstellungshalle, in der Beispiele für die traditionellen Holzboote vertäut sind. „Der Scheich mag das Schöne, er hat es auf seinen Reisen durch die Welt zusammengetragen“, sagt Nadif.

Und so ist es: Angeblich sollen 365 Autos zur Sammlung des Scheichs gehören, für jeden Tag des Jahres eins. Darunter sind frühe Ford-Modelle aus den 30er-Jahren, amerikanische Sportwagen aus den 70ern und Luxuslimousinen aus den 90ern. Es gibt historische Gewehre aus dem Oman und moderne Kunst aus dem Libanon. Es gibt eine kleine Extrahalle, in der die großen Weltreligionen vorgestellt werden und ein paar kleine, die viel Wert auf Geißelungen legen, wie die beunruhigenden Bilder verraten. Vieles in dieser Ausstellung ist toll, aber das alles ist ganz schön viel.

Das eigentlich Spannende sind die historischen Bilder, die immer mal wieder an der Wand hängen: Sie zeigen den Scheich selbst oder seine Familie, wie sie in Zelten in der Wüste campen. Sie zeigen Männer bei der Falkenjagd oder in Diskussionsrunden. Einige kleine Räume in der Ausstellung zeigen, wie das typische katarische Haus vor 20, vielleicht 30 Jahren eingerichtet war, wo sich die Frauen der Familie hinter geschützten Mauern im Innenhof trafen und die Männer der Nachbarschaft in Gemeinschaftsräumen mit direktem Zugang zur Straße.

„Das Ganze hat natürlich auch einen erzieherischen Auftrag“, sagt Nadif, „hier können katarische Familien vorbeikommen und ihren Kindern zeigen, wie ihre Väter und Großväter gelebt haben.“ Es ist die große Furcht der alten Generation unter den katarischen Bürgern, die im Moment nur noch etwas mehr als zehn Prozent der Einwohner im Land ausmachen: Dass die Jugend gar nichts mehr weiß von der Geschichte ihres Landes, die noch gar nicht so lange zurückliegt. Dass die dürren Wurzeln der Kultur vor lauter Wohlstand, vor lauter Wachstum, vor lauter Internationalität, verkümmern.

Kommen die Kataris denn mit ihren Familien hierhin, Nadif?

„Es ist natürlich nur ein Angebot“, sagt Nadif diplomatisch. „So genau kann ich dir das aber gar nicht sagen. Ich bin auch selbst erst vor einem Monat ins Land gekommen. Ich bin Ägypter.“

17. Hinter der Haustür – Das verschwiegene Schicksal der Hausmädchen

Trisna starrt mich mit großen Augen an, als sie von mir hört, dass ich es gar nicht so super toll finde in Doha. „Nein, nein“, beruhige ich sie, weil sie gerade am Steuer sitzt und die Augen lieber auf die Straße richten sollte, „es ist schon interessant hier, keine Frage, aber so richtig wohlfühle ich mich noch nicht.“

„Das verstehe ich trotzdem nicht“, sagt Trisna und steuert ihren Geländewagen auf dem sechsspurigen Highway zurück in die Innenstadt. „Guck mal, wir haben gerade mit vier Leuten an einem Tisch gesessen und zu Abend gegessen – und das waren vier Menschen aus vier verschiedenen Ländern mit vier verschiedenen Berufen. Wo auf der Welt kannst du so was erleben?“

Trisna hat natürlich recht. So multikulturell sind wenige Orte auf der Welt, viele interessante Leute aus der ganzen Welt kommen zusammen und sind offen, wenn es um neue Kontakte geht. Trisna hatte ich zum Beispiel während der Suche nach einer Unterkunft angeschrieben, mich dann aber doch für eine andere entschieden. Kurz danach hatte sie mich dann einfach zum Abendessen mit zwei Bekannten von ihr eingeladen, von dem wir gerade zurückkehren: „Je mehr dabei sind, desto lustiger ist es doch“, hatte sie als Begründung einfach gesagt.

„Aber eine Sache muss ich dir dann doch noch zeigen“, sagt Trisna, und mit einem Mal sind wir wieder mitten in meinem Thema und zurück bei dem, was mir hier immer wieder Bauchschmerzen bereitet. An der nächsten Ampel zieht sie ihr Smartphone und zeigt mir einige Bilder. Vor gar nicht allzu langer Zeit war sie zu Besuch bei einer katarischen Familie – das ist eine große Ehre in diesem Land, in dem viele gerne unter sich bleiben. Die

Bilder zeigen eine üppigst ausgestattete Villa, mit überquellenden Kleiderzimmern und einer seltsam schimmernden Stofftapete. „Ja, das ist tatsächlich Gold, was da so glänzt“, bestätigt Trisna.

Aber nicht dieser Reichtum ist ihr besonders eindrücklich in Erinnerung geblieben, sondern die Situation der Hausangestellten da. Vier Hausmädchen, alle Filipina, habe die Familie beschäftigt, und keine habe mehr als 600 QR pro Monat verdient, berichtet Trisna entsetzt. In der Tat ist das Schicksal der weiblichen Hausangestellten in Katar und in der gesamten Golfregion ein großes Tabu – und ein Schicksal, das im Mediengewitter des Herbstes 2013 völlig ausgeblendet wurde.

Das liegt vor allem auch daran, dass die Hausangestellten – überwiegend Frauen, überwiegend von den Philippinen, noch weniger in der Öffentlichkeit sichtbar sind als die Bauarbeiter, die morgens in die Stadt rein und abends wieder rausgekarrt werden. Die Frauen dagegen bleiben fast immer eben Zuhause, dort arbeiten sie immer sechs, nicht selten auch sieben Tage die Woche. Manchmal sieht man sie in den Einkaufszentren, wenn katarische Großfamilien einen Ausflug machen. Dann laufen sie meistens unauffällig hinterher, gekleidet in Sachen, die an die Berufskleidung deutscher Krankenschwestern erinnert. Sie tragen die Kinder, schieben die Einkäufe oder schleppen eine der zahlreichen Handtaschen der Ehefrauen.

Nur dann sieht man sie, ansonsten ist es schwer, mehr als Gerüchte zu erfahren. Die sind aber zum Teil drastisch: Ein Lehrer erzählt mir, dass in seiner Klasse voller pubertierender Jungs die meisten schon stolz mit dem ersten Sex ihres Lebens geprahlt haben – für das die Hausangestellte herhalten musste. Das alles eben oft für die angesprochenen 600 QR. „Das ist quasi nix“, empört sich Silvia Pessoa, die mit ihrem Team versucht hat, sich dem Tabuthema wissenschaftlich zu nähern. Seit einiger Zeit versucht die philippinische Regierung, einen Mindestlohn von 1.500 QR pro Monat durchzusetzen – das wird aber einfach unterlaufen, erlebten ihre Mitarbeiter bei Testanrufen. Am Telefon gaben sie sich als interessierte Arbeitgeber aus und erkundigten sich nach dem zu erwartenden Lohn: „Das steht dann zwar im Vertrag, aber so viel müssen sie auf gar keinen Fall zahlen“, hätten sie die Arbeitsvermittler beruhigt. Das führt zu kuriosen Entwicklungen unter denen, die sich eine oder mehrere Haushaltskräfte leisten: „Wenn jemand 1.000 QR oder gar 1.200 QR pro Monat zahlt, fühlt er sich schon als guter Mensch“, schimpft Pessoa. Sie selbst würde in ihrer Wohnsiedlung von den Nachbarn gemieden, weil sie ganz auf eine Haushaltskraft verzichtet, die mit im Haushalt lebt. „Bist du verrückt? Warum lässt du dir nicht helfen?“ würde sie hören, berichtet Pessoa. „Das geht auch den Ausländern aus Europa und den USA hier so – dabei würden die sich in ihrer Heimat niemals so viel Unterstützung leisten können oder überhaupt darüber nachdenken. Aber

hier werden sie in kürzester Zeit katarisiert“, sagt Pessoa.

Und zumindest gebilligt, wenn nicht sogar gefördert werden die geringen Löhne von der katarischen Regierung. Als sich im Sommer 2013 die philippinische Regierung dazu durchrang, den oben genannten Mindestlohn für ihre Staatsbürger zu fordern, wurde das von Regierungen in den Vereinigten Arabischen Emiraten und Saudi-Arabien akzeptiert – die katarische Regierung dagegen verhängte kurzerhand einen Visums-Stop für Filipino. Die philippinische Botschaft schätzt, dass etwa 30.000 Frauen in Katar als Hausangestellte arbeiten.

18. Brücken bauen – Ein ausgelassener Abend mit den Gastarbeitern

Sie sind da und doch so weit weg. Das eine Problem ist es, sich den Gastarbeitern zu nähern. Das hat mit etwas Mühe jetzt irgendwie geklappt. Ich hatte die Chance, einige Lager von innen zu sehen, ich konnte mit einigen von ihnen sprechen, andere Geschichten wurden mir übersetzt. So habe ich die Gastarbeiter kennengelernt – und zwar als Gastarbeiter, und kein bisschen mehr. Und ich merke, wie schnell ich im Alltag diese stummen arbeitsamen Truppen ignoriere, die neben mir auf Baustellen arbeiten, mich in Restaurants und Hotels bedienen und mich immer bereitwillig von A nach B kutschieren. Wenn ich Lust habe zu reden, dann rede ich mit ihnen – wenn ich schweigen will, dann schweigen auch sie. „Yes, Sir“, „Hello Sir“, „Thank you, Sir“ höre ich dutzende Male am Tag. Manchmal stört es mich, manchmal nehme ich es hin. Manchmal werde ich sogar wütend, wenn ein Taxifahrer den Weg nicht kennt – weil er erst seit drei Wochen hier ist, weil er nie eine Einführung in die Stadt bekommen hat, weil er vielleicht schon seit zehn Stunden im Dienst und selbst todmüde ist. Ich kann mir gut vorstellen, dass man sich vollständig an diese billigen Helfer gewöhnt, wenn man hier länger lebt. Das System sorgt dafür, dass die Segmentierung der Gesellschaft sehr schnell als selbstverständlich hingenommen wird. Dabei ist es reines Glück, dass ich in Deutschland geboren wurde und nicht in Dhaka – nur deshalb sitze ich an diesem Abend auf dem Beifahrersitz des Taxis und nicht daneben. Und verzweifele gerade erneut wieder.

Ich kenne das Ziel, mein Taxifahrer tut sich schwer: Erst nach vielen Hinweisen und ein paar Umwegen biegen wir erneut auf das Gelände der Qatar Foundation ein. Ich will heute zur Carnegie Mellon University (CMU), deren Absolventen in den USA zu den bestbezahlten des Landes gehören. In Katar zahlen die Studenten etwa 42.000 US-Dollar pro Jahr, um hier studieren zu dürfen. Viele der Lehrkräfte sind für kürzer oder länger aus den Staaten eingeflogen.

An diesem Abend treffe ich hier Karahudin, einen 35-jährigen Filipino, der heute einmal nicht in der blauen oder grauen Arbeitskluft steckt. Der Grund: Neben seiner Arbeit als Putzkraft hier in der Uni hat Karahudin in den letzten Wochen die Schulbank gedrückt – und Englisch gepaukt. Seine Lehrer waren dabei Studenten der Uni, angeleitet von Professorin Silvia Pessoa. „Language bridges“ nennt sie das Projekt, das sie vor einiger Zeit ins Leben gerufen hat. „Das sind hier alles reiche Kinder, die sollen ruhig mal in Kontakt mit anderen Menschen kommen“, sagt Pessoa. Für verschiedene Sprachlevel hat sie Unterrichtsprogramme entwickelt, die dann von den jungen Erwachsenen vermittelt wurden. Die einfachen Angestellten der CMU, Hilfskräfte, Reinigungskräfte, Küchenpersonal, waren eingeladen, teilzunehmen – etwa 60 nahmen das Angebot bei dieser zweiten Auflage wahr.

Und heute ist die Abschlussfeier. Heute dürfen Karahudin und seine Kollegen anziehen, was sie wollen. Viele haben sich schick gemacht, die Frauen tragen bunte Kleider, die Männer ein ordentliches Hemd unter dem Pullover. Die prunkvolle Eingangshalle der CMU, in der jeder deutsche Student verwundert auf all das Marmor, all die Polstermöbel und all die Laptops blickt, ist heute nur für Karahudin und seine Freunde geschmückt.

Stolz stehen die frisch gebackenen Absolventen vor Postern, die sie selbst gestaltet haben. Darauf haben sie in bunten Bildern ihre Wünsche für die Zukunft aufgeschrieben und gezeigt, wie gut sie die englische Sprache schon beherrschen. Einige Nepali drucksen verlegen herum und deuten nur stumm auf ihre Poster, andere plappern munter in Englisch los. Karahudin ist irgendwo dazwischen, er war in der zweiten von drei Klassen. Auf sein Poster hat er ein kleines Haus gemalt, unten sieht man Computer, oben winken eine Frau und ein Kind heraus. Das ist sein Traum. „Ich kann nicht so gut zeichnen, sorry“, entschuldigt er sich, aber dann erzählt er gerne: Ein Internetcafé eröffnen, in seinem Heimatort, in einem eigenen kleinen Haus, das Platz für seine Frau und seine achtjährige Tochter bieten – das will er irgendwann erreichen. „Noch kenne ich mich nicht so gut aus mit Computern, aber das kann ja noch kommen“, sagt Karahudin.

„Aber erst mal brauche ich dafür sehr, sehr viel Geld. Inshallah, vielleicht klappt es irgendwann.“

Um diesem Traum näher zu kommen, zumindest ein ganz kleines bisschen, ist er vor knapp zwei Jahren nach Katar gekommen. Auf den Philippinen hat er Ausrüstung für Fischer verkauft. „Das war manchmal etwas gefährlich, weil ich mit den Taschen voll Geld von Haus zu Haus gezogen bin“, erzählt er. „Und es war ein unsicheres Geschäft, weil ich nie wusste, wie viel ich nach Hause bringe.“ Darum ging er bereits einmal nach Brunei, um dort zu arbeiten.

Jetzt ist er also in Katar. „Hier ist es wenigstens sicher und die Arbeit ist nicht so schwer“, sagt er. Untergebracht sind sie zu acht in einem Zimmer, das vielleicht 20 Quadratmeter hat, so zeigt es Karahudin mit seinen Armen an. „Wenn wir zusammen essen, dann ist es schon sehr eng, dann kann man sich nicht bewegen.“ 800 QR verdient er pro Monat bei freier Unterkunft, 200 QR gibt er für Lebensmittel aus, 600 QR überweist er jeden Monat nach Hause – seitdem er die ersten 4.000 QR abbezahlt hat, die als Gebühr für die Vermittlung fällig wurde. Zu Beginn wurde ihm eine Lohnerhöhung versprochen, und eigentlich sollte er in einem Hotel arbeiten und nicht als Putzkraft. Trotzdem ist er nicht unzufrieden – bis auf seine Einkünfte: „Der Verdienst ist schlecht, ansonsten kann man sich mit allem arrangieren.“

Jetzt aber nimmt er erst einmal Platz und blickt auf die Bühne. Mit großen Worten loben zunächst die jungen Lehrer ihre Schützlinge und deren Einsatz in den vergangenen Wochen. Sogar ein leitender Mitarbeiter der Firma, die die Angestellten beschäftigt, ist da. Das Management lasse sich zwar entschuldigen, Terminprobleme, aber er lobt den Ehrgeiz der Angestellten. Ein Techniker sei kürzlich nur deshalb befördert worden, weil er so gut in Englisch gewesen sei, sagt er. „Ihr könnt stolz auf das sein, was ihr erreicht habt – aber ihr müsst weitermachen.“

Das Zertifikat, das die Fortschritte in der englischen Sprache bescheinigt, mag vielleicht irgendwann einmal irgendjemandem ein wenig helfen. Vor allem aber hilft der Kurs und hilft auch dieser Abend zu einem anderen Miteinander – wenn auch vielleicht nur für wenige Stunden. Die, die man sonst nur am Rand in Arbeitskleidung sieht, meist stumm, immer höflich nickend, johlen an diesem Abend fröhlich. Sie klatschen begeistert für jeden, der sein Englisch-Zertifikat erhält. Sie scherzen mit den Studenten, denen sie sonst hinterher putzen. Nach dem offiziellen Teil singen und spielen drei Gastarbeiter mit Gitarren traditionelle Lieder und Popsongs – herrlich schräg, aber unter großer Begeisterung aller Teilnehmer.

Danach, zum Abschluss des Abends, lädt die Uni zu einem Buffet ein, wie es auch sonst zu offiziellen Anlässen serviert wird: Salat und Fingerfood als Appetitanreger, Fleisch, Nudeln und Reis zum Hauptgang, kunstvoll gestaltete Miniküchlein und Obst zum Nachtisch. „Das ist der einzige Anlass, bei dem nachher nichts vom Buffet weggeschmissen werden muss“, sagt Pessoa.

19. Am Rande der Agenda – Unterstützung für die Arbeiter

Arbeit ist das eine, das meiste, das alles überschattende der Migranten in Katar. Sechs Tage die Woche, oft zwölf Stunden am Tag. Über die Arbeitsbedingungen wurde viel geschrieben, über die Situation in den Lagern auch. Wie es den Gastarbeitern so wirklich geht, darüber weiß man nicht viel.

Der Freitagmorgen, das sind die ruhigen Stunden in der Stadt. Die Straßen sind frei, zumindest bis zum Mittagsgebet. Sogar in den Shoppingmalls öffnen einige Geschäfte erst um die Mittagszeit, auch wenn sich vor den Kinokassen bereits Schlangen bilden und ein Mädchen sehnsüchtig unter den halb geöffneten Rollladen der McDonalds-Filiale blickt.

Und der Freitag ist der einzige Tag, an dem die Gastarbeiter frei haben. In den kargen Parks liegen sie zu Hunderten herum, die Arbeiter an ihrem freien Tag. Nicht überall sind sie erwünscht, der Al-Bidda-Park etwa, eine schöne Anlage mit Wasserspielen, Spielplätzen und orientalischer Architektur ist als Familienzone ausgewiesen, was weiße Alleinreisende mit einschließt und Arbeiter ausschließt. So bleiben die Parks an den Ausfallstraßen für ein paar Stunden in der Nachmittagssonne, für ein Gespräch oder ein Treffen.

Am Freitagabend ist ein großes Durcheinander im Souq: Touristen, Einheimische. Die Leute, die da wohnen, findet man mit dem Einbruch der Dunkelheit an der Corniche. Auf den begrünten Streifen zwischen achtspuriger Uferstraße und Promenade breiten sich Großfamilien aus, sie sitzen herum, breiten ihre Jacken aus und picknicken. Kinder spielen Fußball um die joggenden Expats herum, Kleinkinder schieben begeistert ihre Dreiräder im Kreis. Ein paar Meter daneben, an der Auffahrt zum MIA, leuchten dagegen grell die Scheinwerfer, die eine Baustelle anstrahlen. Die Arbeit geht schon wieder weiter. Während für Angestellte in den Büros der Samstag arbeitsfrei ist, müssen die Arbeiter am Samstag wieder ran.

Wenn man mehr erfahren will, wie der Alltag der Arbeiter aussieht, kann man versuchen, sich mit Sayeed zu treffen. Das ist nicht ganz einfach, weil der 27-Jährige, der aus Indien stammt, wirklich viel um die Ohren hat. Im Hauptberuf promoviert er in einem der Institute der Qatar Foundation, daneben hat er eine Hilfsorganisation für seine indische Heimatregion gegründet, mit der er sich für den Zugang zu sauberem Wasser einsetzt. Und Sayeed ist einer der wenigen, die ich in Katar treffe, der sich ernsthaft praktisch mit der Situation der Gastarbeiter auseinandersetzt – wenn man von den Delegationen von Helfern und Hilfsorganisationen absieht, die immer mal wieder eingeflogen kommen.

Im Moment, so ist meine Erfahrung, gärt das Thema zwar in der katarischen Gesellschaft und drängt an die Oberfläche, aber es findet noch kein

offener Diskurs dazu statt. Für Nadelstiche auf der internationalen Bühne aber sorgen in regelmäßigen Abständen Organisationen wie etwa der Internationale Gewerkschaftsbund (ITUC), der sich dem Thema voll verschrieben hat. Einen Auftritt einer Delegation erlebe ich mit: Nach zahlreichen Besuchen, meist hinter verschlossenen Türen, zum Teil mit zumindest vagen Versprechen der Behörden, gehört zu diesen Besuchen immer auch ein Pressetermin. Dieses Mal baut sich die Delegation im Sheraton Park in West Bay auf, einem der schönsten Grünflächen der Stadt direkt vor den Hochhäusern der Stadt. 33 weiße Bauarbeiterhelme legen sie vor sich auf den Boden, für die 30 Gastarbeiter, die wohl jeden Monat in Katar zu Tode kommen – im Schnitt einer pro Tag. „4.000 Gastarbeiter könnten sterben, bevor das erste Fußballspiel der WM angepfiffen wird", sagt ITUC-Generalsekretärin Shannon Burrow, „das muss sich ändern." Ein Ende des Kafala-Systems fordern sie und das Recht, sich in Gewerkschaften organisieren zu dürfen. „Wir kommen wieder, bis alle Arbeiter hier mit der Würde behandelt werden, die sie verdienen", sagt sie. „Wir haben eine einfache Botschaft", schließt sie ihre Rede: „Keine WM in Katar, solange den Arbeitern die Rechte fehlen." Es ist eine eindrucksvolle Rede – aber kurz danach geht es für die Delegation wieder zurück in ihre Heimatländer in Europa.

Und dann sind nicht mehr allzu viele da, die tagtäglich etwas ändern könnten. Zwei Jahre hat Sayeed gebraucht, um erst mal hier richtig anzukommen. Dann hat er begonnen, die Ungerechtigkeiten, die ihm im Alltag auffielen, zu hinterfragen. „Ich muss immer ein bisschen aufpassen, wo mein Name auftaucht", sagt er, weil er weiß, dass er an einem sensiblen Thema arbeitet (und darum steht hier auch nicht sein voller Name). 300 Interviews hat er mit Arbeitern geführt, hat ganze Tage in den Camps verbracht, um zu verstehen, wie ihr Alltag wirklich aussieht. Als er bei einem Filminstitut um Hilfe bat, wurde sein Antrag abgelehnt – zu sensibel sei das Thema. Das war vor zwei Jahren.

Sayeed kann also viel berichten und er redet so viel und schnell, dass ich mit dem Aufschreiben kaum hinterherkomme. Als ich die Notizen später ansehe, wird mir wieder bewusst, wie viel hinter den einzelnen Geschichten steckt – welche Schicksale sich hinter den einzelnen Sätzen verbergen. Sayeed berichtet davon, dass die Arbeiter an ihrem freien Tag zusammenlegen, um zu sechst in einem Taxi von den Lagern am Stadtrand bis an die Corniche zu kommen. Das machen sie auch, um nach all der Arbeit zumindest mal eine Frau zu sehen. Sayeed berichtet von einem Arbeiter, der heiratete – und dann direkt in den Flieger steigen musste, ohne die Hochzeitsnacht erleben zu dürfen. Sayeed berichtet davon, dass manche in den Lagern ihren eigenen Alkohol brauen und manchmal gibt es dann auch Raufereien, die von der Presse totgeschwiegen werden.

Als er selbst all das erlebt hatte, wollte er helfen. In den heißen Sommermonaten zog er an jedem Wochenende durch die Camps und informierte die Arbeiter über die Gefahren, die durch Dehydration drohen. Zum einen kurzfristig, vor allem aber auch langfristig – Nieren- und Leberschäden sind wahrscheinlich, wenn der Körper zu lange mit zu wenig Wasser arbeiten muss. In der Industrial Area gibt es bislang ein Krankenhaus für hunderttausend Menschen, das ist ständig überfüllt und liegt zudem ganz am Rand des Areals – das kann eine Strecke von fünf Kilometern bedeuten. Es gibt Berichte, dass bald 13 weitere Krankenstationen aufmachen sollen. „Ich habe Material vom Supreme Health Committee gestellt bekommen, aber es war schwierig, Unterstützer zu gewinnen", berichtet er. Sich drei Monate lang für solch eine Aufgabe in der Freizeit zu verpflichten, das ist nicht der Wunsch von vielen.

Er wird beschimpft auf seinem Facebook-Profil. Der Grund: Er sieht vor allem die Entsendeländer, vor allem seine Heimat Indien, in der Pflicht. „Ein Ägypter würde einem anderen Ägypter immer versuchen zu helfen – Inder hier in Doha arbeiten ganz anders." In vielen Firmen ist das mittlere Management mit Indern besetzt, die schon seit einigen Jahrzehnten hier leben. Sie sind die direkten Vorgesetzten für die Arbeiter – und sie beuten sie aus, halten den Lohn zurück, sortieren nach Klassen. Die Botschaft verneint, dass es ein Problem gibt. Kataris kriegen oft gar nicht mit, dass es Probleme gibt, weil sie viel zu weit weg sind von den eigentlichen Arbeitern, davon ist Sayeed überzeugt: „Ein Bauarbeiter wird niemals mit einem Katari zu tun haben, auch wenn er zwei Jahre hier im Land ist."

20. Kein Ausgang – Schicksale in anderen Gehaltsklassen

Viel war die Rede hier von den Problemen der Gastarbeiter in den unteren Lohnschichten. Die reichen Katari, die gut bezahlten Expats und dann die armen, möglichst schlecht bezahlten Gastarbeiter – so sieht die Welt in Katar aus, wenn man nur oberflächlich hinguckt. Mit dieser Dreiteilung bin auch ich den ganzen ersten Monat ausgekommen und hielt sie für zutreffend. Erst nach und nach stellte ich fest, dass das viel zu einfach gedacht war.

Dann erfuhr ich etwas von dem alltäglichen Rassismus, der auch vor anderen Gehaltsklassen nicht haltmachte. Einige Lehrerinnen aus den Philippinen leben in Wohnblöcken, in denen Regeln herrschen, die schlimmer sind als in einem Internat: Kein Besuch, kein Ausgang nach 22 Uhr – und das eben alles nur, weil sie Asiaten sind. Europäer haben es besser, das erlebe ich selbst aus nächster Nähe: Die letzten zwei Wochen wohne ich bei

Diego, einem Italiener Mitte 30, der hier in Doha als Lehrer arbeitete. Die Schule stellte ihm ein ordentliches Apartment zur Verfügung, von dem er ohne Probleme ein Zimmer an mich untervermieten konnte. Dazu gab es den täglichen Transfer zur Schule und zurück – und etwa 1.200 Euro Gehalt, steuerfrei natürlich. Es war kein spannendes Leben, sagte Diego, als wir uns das erste Mal zur Wohnungsbesichtigung trafen, aber es sei ganz okay, um ein bisschen Geld zur Seite zu legen. Als wir uns das zweite Mal sahen, als ich bei ihm einzog, hatte man ihm gerade gekündigt. Irgendwie habe es nicht gepasst, habe der Direktor gesagt, vielen Dank, auf Wiedersehen, nach Weihnachten müssen sie nicht wiederkommen. Es ist ein Hire-and-Fire-System, das auf Deutsche befremdlich wirkt.

Manchmal kommt aber auch einfach nur das Feuern – und dann das Festhalten. Für Aufsehen sorgte im vergangenen Jahr etwa der Fall des Fußballers Zahir Belounis, einem Profi französisch-algerischer Herkunft. Er hatte – wie einige andere alternde Fußballstars auch – im Jahr 2007 einen lukrativen Vertrag in einem katarischen Fußballklub angenommen. Zuerst lief es gut unter der Sonne Katars, dann plötzlich wurde er aussortiert, dann gab es kein Gehalt mehr – dann ließ man ihn nicht mehr aus dem Land. Besonders im vergangenen Jahr, als die ganzen Vorwürfe gegen Katar hochkochten, war Belounis ein gefundenes Symbol für die internationalen Medien: Wie kann man die Fußball-WM in einem Land stattfinden lassen, das ausländische Fußballprofis ohne erkennbaren Grund an der Ausreise hindert. Belounis saß alleine in seinem Haus und verzweifelte zunehmend. Dann, ziemlich plötzlich, durfte er doch ausreisen – unter der Anteilnahme der Weltöffentlichkeit stieg er am Tag darauf in Paris aus einer Maschine, überall wurde darüber berichtet. Der Reporter in mir ärgerte sich ein wenig, weil ich es nicht mehr geschafft hatte, Belounis zu besuchen, bevor er ausreisen durfte.

Im Nebensatz einer dieser Meldungen über die Rückkehr stolperte ich dann darüber, dass wohl noch immer einige Ausländer gegen ihren Willen in Katar festgehalten würden. Von denen hörte man nichts – kann man sich mit ihnen treffen?

Man kann. Bis zur ersten Begegnung braucht es einige Mails und ein bisschen Geduld. Zuerst hilft eine Nichtregierungsorganisation aus London weiter, dann meldet sich irgendwann eine Deutsche aus Bahrain und will etwas mehr über mich und mein Anliegen erfahren. Und dann habe ich auf einmal eine Nachricht von Malika im Postfach: Ja, sie wollen mich sehr gerne sehen, ja, sie wollen ihre Geschichte erzählen.

Ein paar Tage später sitze ich dann frühmorgens wieder im Mietwagen und fahre einmal quer durch die Stadt. Als Treffpunkt hatte Malika ein Café in einem Einkaufszentrum ausgewählt, nicht weit entfernt von „The Pearl“, einem gigantischen Immobilienprojekt auf Land, das nach und nach kunst-

voll dem Wasser abgetrotzt wird. Hier sollen wohl mal die Reichen und Schönen leben, aktuell ist es noch etwas gruselig, weil man frühmorgens ganz alleine an der schönen Marina sitzt und nur im Viertelstundentakt Expats in knallbunten Joggingklamotten vorbeikommen.

Im Café treffen wir uns dann kurze Zeit später: Malika (sie hat einen marokkanischen Pass), ihr Mann Mahmoud (er ist kanadischer und tunesischer Staatsbürger) und ihr Bekannter Haithem (der Palästinenser ist). Es ist kurz vor neun, vor ihnen stehen die Kaffeetassen, Mahmoud bestellt eine Runde Frühstück für alle. Von außen betrachtet, sieht es nach einem gemütlichen Brunch von einigen Ausländern aus, die es sich gut gehen lassen in Katar.

Ein paar Tage später besuche ich Malika und Mahmoud in ihrem Haus – da weiß ich bereits, das das so ziemlich das einzige ist, was ihnen im Moment noch geblieben ist. Wieder sieht es von außen so aus, als ob alles in Ordnung ist. Die beiden leben in einer mehr als großzügigen Villa in einer abgeschlossenen Wohnsiedlung, hübsche Einrichtung, ein kleiner, grüner Garten. Im Wohnzimmer läuft der Fernseher, der deutsch-französische TV-Sender „Arte“ ist eingeschaltet. „Genau so etwas wollten wir für Kinder machen“, sagt Malika wehmütig. Die Chancen klangen so gut, der Beginn war es auch: Mit viel Herzblut starteten sie einen Sender aus dem Nichts, angegliedert an das Netzwerk des katarischen Al-Jazeera-Imperiums. Sie produzierten Sendungen, die ausgezeichnet wurden, erarbeiteten sich schnell einen guten Ruf in der weltweiten Fernsehwelt – auch der deutsche „Kinderkanal“ gehörte zu den Verhandlungspartnern. Sieben Jahre lang ging das gut: Mahmoud leitete die Geschäfte, Malika war für die Produktionen verantwortlich.

Irgendwann verliebten sie sich, sie wurden ein Paar. Das sorgte zwar zuerst für Irritationen im konservativen Katar, wurde aber hingenommen. Mahmoud, so erzählt er selbst, besprach sich mindestens zwei Mal im Jahr mit „Ihrer Hoheit“, wie die Mutter des amtierenden Scheichs genannt wird. Sie herrscht über die allmächtige Qatar Foundation, die alle Bildungsprojekte im Land verantwortet – auf dem Weg zur viel beschworenen „wissensbasierten Gesellschaft“ ist das eine absolute Schlüsselposition mit nahezu unbegrenzten Finanzmitteln. Nie, so berichtet Mahmoud, habe sich „Ihre Hoheit“ bei ihm beschwert.

Und doch: Am 27. September 2011 saß Mahmoud an seinem Computer, als dieser sich plötzlich abschaltete – ein Stromausfall, dachte er zunächst. Doch schnell stellte sich heraus, dass seine Kollegen im Vorzimmer munter weiter arbeiten konnten. Ein paar Stunden später wurden Mahmoud, Malika, Haithem und acht weitere leitende Angestellte entlassen. Alle Gefeuerten waren Ausländer, darum sah Mahmoud den Schritt am Anfang noch entspannt: Überall in Katar wurden zu der Zeit die Führungspositionen wieder

zurück an Katari gegeben, die bis dahin von Ausländern besetzt wurden. Er und sein Team hatten gute Arbeit geleistet, sie hatten auch gutes Geld verdient – und jetzt war es eben vorbei.

Aber es war nicht vorbei. Denn in den Wochen danach stellte sich auf einmal heraus, dass alle Entlassenen nicht das Land verlassen durften – weil ihnen angeblich Unregelmäßigkeiten bei den Abrechnungen vorgeworfen wurden. Einige Vorwürfe wurden mittlerweile fallen gelassen, einige durften das Land verlassen – gegen Malika und Mahmoud und wenige andere wurde Anzeige erstattet.

Mehrere Rechnungsprüfer kamen und gingen, darunter auch internationale Institute. Sie alle stellten fest: Ja, es gab kleinere Unregelmäßigkeiten, nicht immer und überall wurden die Bücher sauber geführt. Das bestreiten Mahmoud und Malika auch gar nicht. „Natürlich haben wir nicht jede Reise so abgerechnet, wie man das hätte tun müssen, gerade in der Anfangszeit“, sagt Mahmoud, „aber wir waren ein kleiner Laden, da hatten wir wirklich keine Zeit für.“ Auf gar keinen Fall, so steht es aber in allen Berichten, habe sich einer der Beschuldigten auf Kosten des Senders bereichert.

Ich habe nur ihre Version der Geschichte gehört, aber ich konnte einige Unterlagen sichten und bin auf absurde Zusammenhänge gestoßen: Insgesamt wird etwa eine Unterschlagung von etwa 31 Millionen QR konstruiert, die unter anderem dadurch zusammengekommen sein soll, dass die beiden Fernsehproduktionen zu teuer eingekauft oder bestellt haben sollen. Als reeller Gegenwert wurden einfach die Schätzungen eines anderen Regisseurs genommen – die Differenz ergab den Unterschlagungswert. Der, und hier ist das nächste Problem, sich aber niemals auf die 31 Millionen QR summiert, die in der Anklage stehen.

Man kann rätseln, warum so erbittert gegen die beiden und Haithem vorgegangen wird. Es reicht aber schon, die beiden ein paar Stunden in ihrem Haus zu besuchen. Mittlerweile, so erzählen sie, sind alle finanziellen Reserven aufgebraucht, ohne das Haus wären sie obdachlos. Mehrfach fängt Malika an diesem Vormittag an zu weinen, mehrfach springt Mahmoud auf und zeigt mir noch einen weiteren Stapel an Akten, an Papieren, die er geschrieben, zusammengetragen, übersetzt hat. „Mittlerweile wünsche ich mir, dass sie uns einfach verurteilen“, sagt Mahmoud bitter, „dann hätte das Ganze wenigstens ein Ende.“ Stattdessen aber werden die beiden immer wieder hingehalten, vertröstet. Termine bei Gericht werden verschoben – schnell sind wieder einige Monate um.

„Ich kann mit meiner alten Mutter nicht mehr sprechen“, klagt Mahmoud, „wie soll ich ihr erklären, dass ihr Sohn einfach nicht nach Hause kommen kann?“

Als sich an diesem Tag die Schranke der Wohnsiedlung hinter mir schließt, habe ich Bauchschmerzen. Das Schicksal von Mahmoud und Malika vermittelt mir ganz anderes Unwohlsein als das, was ich nach den Besuchen in den Arbeiterlagern hatte. So schlecht die Bedingungen der Arbeiter auch sind, es ist eine Welt, die sehr weit weg von mir ist. Die Geschichte der beiden Journalisten aber ist für mich eine Bestätigung dafür, dass Gesetze in diesem Land nur solange etwas zählen, solange irgendjemand wichtiges nichts dagegen hat. Das Kafala-System aber kann jeden treffen – der Entzug der Ausreiseerlaubnis liefert die Menschen auf Gedeih und Verderb ihrem Arbeitgeber aus.

Auch ein goldenes Gefängnis, wie das von Malika und Mahmoud, ist immer noch ein Gefängnis.

Der Duden definiert einen Sklaven als „jemand, der in völliger wirtschaftlicher und rechtlicher Abhängigkeit von einem anderen Menschen als dessen Eigentum lebt“. So sehr man sich an vieles gewöhnt in den Wochen in Katar, wenn man ganz genau auf die Lebensbedingungen von Malika, von Mahmoud, von Karahudin und von den vielen namenlosen Arbeitern blickt, die ich getroffen habe – über ihnen steht in Katar immer jemand, der unmittelbar zumindest über ihren Aufenthaltsort entscheiden kann.

21. Ahmeds Ängste – Was am Ende übrig bleibt

Meine Zeit in Katar geht zu Ende, sechs oft rätselhafte Wochen sind fast vorbei. Ein letzter Versuch aber noch, ein allerletzter! um sich der katarischen Kultur zu nähern. Immer wieder hatte ich mich per Mail versucht an „Fanar“ zu wenden, das islamische Kulturcenter in Doha. Hier soll Fremden der Islam nähergebracht werden, hier werden Touren durch die sonst verschlossenen Hauptmoscheen der Stadt angeboten. Vor wenigen Tagen erst hatte ich das Vergnügen: Zwei Stunden lang nahm sich ein Islamgelehrter Zeit für mich und führte mich durch die Staatsmoschee, ließ mich beim Mittagsgebet zugucken, widerlegte in atemberaubender Rhetorik jegliches westliche Vorurteil gegen die Religion und empfahl mir dringend, am Freitagnachmittag zum wöchentlichen Termin in das Kulturzentrum zu gehen.

Gesagt, getan: Vor Ort treffen ich und zwei Freunde auf etwa 20 andere Besucher und auf Ahmed, unseren Führer. Zwei Stunden lang zeigt er uns Modelle von katarischen Häusern, er betont noch mal die Bedeutung der Familie und er nimmt uns mit zum Freitagsgebet, wo wir uns etwas überfordert an die Wand drücken, während geschätzte 500 Männer beten.

Ahmed ist tatsächlich Katari. Er hat sich ein paar Witze auf englisch zurechtgelegt, er ist sehr gastfreundlich, er verschenkt am Ende der Tour hoch-

wertige Kopftücher und Umhänge. Aber nicht auf alle Fragen möchte er antworten – wie das die alten Katari finden, dass sich alles so schnell ändert, zum Beispiel. „Manche finden es gut, manche nicht so“, sagt er. Thema beendet.

Am Ende der Tour gibt es ein Buffet. Ein Freund fragt Ahmed, wie eigentlich das Rentensystem in diesem reichen Land geregelt ist. „Du kommst aus Italien? Wo genau? Aus dem Norden? Da sprechen sie eine ganz andere Sprache als im Süden, oder?“, ist Ahmeds ausweichende Antwort.

Ahmed will sich hinsetzen und er kann nicht wegrennen, als ich ihn dann frage, was er zu den ganzen Vorwürfen sagt, die sein Land in den letzten Wochen und Monaten so massiv getroffen haben. „Weißt du, wo ich wohne, da gab es früher keine Ausländer. Jetzt sind sie auch da“, sagt Ahmed und merkt, dass das irgendwie nicht ganz so sehr nach Touristenkümmerer klingt wie geplant. „Verstehe mich nicht falsch, ich habe keine Probleme mit denen“, beeilt er sich zu sagen, „aber wir wissen nicht so genau, wie wir damit umgehen sollen. Es verändert sich alles sehr schnell hier. Einer der Gäste heute kam aus Litauen – das kennen wir doch eigentlich nur von der Landkarte, und jetzt kommen von da Leute zum Arbeiten zu uns.“ Gerne redet er nicht darüber, der Blick weicht Hilfe suchend zu den anderen Gästen aus.

Ich muss dann bald los und die Koffer packen. Aber für mich bleibt diese kurze Begegnung mit Ahmed ein gutes Symbol für Katar: Für die Art, wie hier Politik gemacht wird, für die Art, nach Größe zu streben und eben auch für die Art, mit Gästen und mit Gastarbeitern umzugehen:
Ahmed hat viel gelesen, Ahmed ist gut ausgebildet, Ahmed hat ein bisschen Angst vor dem Fremden.
Ahmed hat noch nie Schnee gesehen. Aber sein Land kann die Welt kaufen.

22. Nachwort – Die Geschichte geht weiter

Knapp sechs Wochen habe ich im November und Dezember 2013 in Katar verbracht, um mich mit der Situation der Gastarbeiter zu beschäftigen. In den Wochen nach meiner Rückkehr, in denen auch dieser Bericht entstanden ist, hat sich viel getan. Wie von vielen meiner Gesprächspartner prognostiziert, fühlte sich Katar tatsächlich so unter Druck gesetzt, dass kleine, aber wichtige Veränderungen in Gang gesetzt wurden. Ende Januar etwa meldeten die lokalen Medien, dass verbindliche Gesundheitschecks für Gastarbeiter eingeführt werden sollen. Dass Hunderte, vielleicht sogar tausende, am Flughafen von Doha stranden, ohne dass man weiß, was sie da sollen und wie es ihnen geht, das könnte man damit in den Griff kriegen. Ebenso war

bereits Ende des Jahres 2013 zu lesen, dass über eine elektronische Registrierung der Gastarbeiter nachgedacht wurde. Wenn dieses System mit den Gehaltskonten verknüpft würde, könnte man in Zukunft leicht nachverfolgen, ob Arbeitgeber tatsächlich und pünktlich die Löhne überwiesen hätten. Traurige Fälle wie die der indischen Gastarbeiter, die ich im Lager in Al-Khor traf, könnten damit nahezu ausgeschaltet werden. Vorsichtshalber äußerte sich das Menschenrechtskomitee Anfang 2014 auch noch einmal zu dieser Debatte und machte klar, dass es eine Straftat sei, die Löhne einzubehalten.

Es tut sich was. Und trotzdem gelang es Katar bis Ende Februar nicht, aus den negativen Schlagzeilen zu kommen. Immer wieder flammten Berichte auf, die erneut eine Absage der Fußball-Weltmeisterschaft forderten. Der Internationale Gewerkschaftsbund (ITUC) setzte seine Kampagne fort und wetterte in harschen Statements gegen Katar, etwa gegen die Bekanntgabe einer sogenannten „Workers Welfare Charter", die eigentlich Mindeststandards für die Beschäftigung von Gastarbeitern definieren sollte. Erneut meldeten die nepalesische und die indische Botschaft die Zahlen von gestorbenen Landsleuten in Katar – diese Daten schafften es direkt und unreflektiert in die internationalen Schlagzeilen. Mühsam rechneten daraufhin katarische Behörden nach, dass etwa im Fall der indischen Staatsbürger die Zahl der Toten durchaus im Verhältnis zu der enormen Anzahl der Inder in Katar stand – in der Weltöffentlichkeit blieb hängen, dass das skrupellose Emirat erneut Opfer in seinem unbändigen Hunger nach Fortschritt gefordert hat.

Das Prestigeprojekt Fußball-WM 2022 ist so früh so schlecht gestartet, wie es wohl noch nie einem sportlichen Großereignis gelungen ist. Acht Jahre sind noch bis zur Fußball-WM. Zwölf Stadien sind noch zu errichten. An dem Abend, an dem ich diese Arbeit abschließe, werden neue Bestechungsvorwürfe gegen einen hohen FIFA-Funktionär bekannt – er soll knapp zwei Millionen Euro kassiert haben, um für Katar als Austragungsort gestimmt zu haben. Eine Million Arbeiter werden wohl noch gebraucht, um das Land dahin zu bringen, wo es hin will.

23. Dank

Ich war knapp sechs Wochen in Katar und am Arabischen Golf, aber ich habe mich mit einem globalen Thema beschäftigt. Mein Dank geht darum quer um die Erde. Ich danke, unter anderem: Professor Andrew Gardner von der Universität Puget Sound in der Nähe von Seattle, der mir mit wichtigen Kontakten und grundlegenden Informationen den Start erleichtert hat.

Rajeev Sharma von der Bauarbeitergewerkschaft in Mumbai, der mir viele Begegnungen vor Ort vermittelt hat. Tim Noonan und seinem Team vom Internationalen Gewerkschaftsbund in Brüssel. Natürlich wäre dieser Bericht niemals möglich geworden, wenn sich nicht in Katar all die Zeit genommen und die Mühe gemacht hätten, die namentlich auf den vergangenen Seiten erwähnt wurden.

All das hier wäre nicht entstanden ohne die Heinz-Kühn-Stiftung und Ute Maria Kilian, die immer da war, wenn Fragen auftauchten. Ich bin dankbar für die großartige Unterstützung meiner Kollegen im Pressebüro JP4, von denen ich täglich lerne. Und ich danke meinen Freunden und meiner Familie, die in der Heimat mitgefiebert haben, die sich manchmal vielleicht etwas mehr Sorgen gemacht als ich selbst und die immer zugehört haben, wenn ich von einzelnen Rechercheetappen berichtet habe.